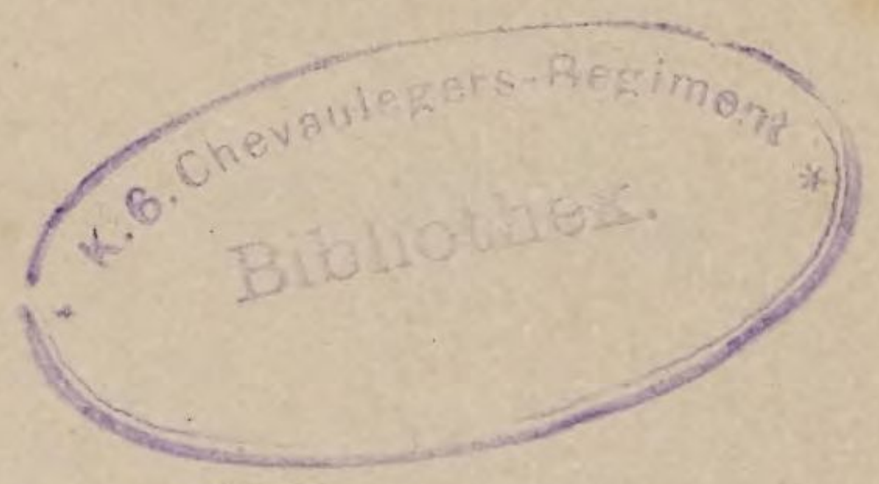
Mil. g.
312
9

Mil. g. 312 f

767,13m
aut 4.80
F 196
I II a 51



<36640698270013
<36640698270013
Bayer. Staatsbibliothek

Bibliothek
des K. 6. Chevauleger-Regts
K. 6. Chevaulegers-Regiment
Bibliothek.
Grossfürst Constantin Nicolajewitsch.
I II a 51

Das

Deutsche Offizierthum

und die Zeitströmungen.

Den Kameraden gewidmet

von

Paul von Schmidt

Generalmajor z. D.

BERLIN 1892.

Verlag der Liebelschen Buchhandlung

(Aug. Kuhn, Major a. D. und Ferd. Weygold).

S.W., Dessauerstrasse 19.

K. 6. Chevaulegers-Regiment
Bibliothek.
Wbtd 168/18

Vorwort.

„Der Offizierstand darf nie vergessen, dass es nicht materielle Güter sind, die ihm die hochgeehrte Stellung im Staat und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden“. Diese denkwürdigen Worte Kaiser Wilhelms I muss das Offizierkorps mehr wie je beherzigen.

In einigen Vorträgen, die ich in den Offizierkorps hielt, denen ich anzugehören die Ehre hatte, habe ich dieses Thema nach verschiedenen Seiten hin besprochen. Da jene Vorträge seinerzeit Anklang gefunden haben, so hoffe ich, dass eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Neubearbeitung derselben vielleicht auch für weitere Kreise von Interesse sein kann.

Möchte die anspruchslose Arbeit den Kameraden einige Anregung bieten!

von Schmidt.

Inhalt.

Seite.

1. Die Allerhöchste Ordre vom 2 Mai 1874 2
   Historisches 3
   Ehre und Standesehre 9
   Luxus 11
   Das Offizierthum und das Geld 15
   Offizierheirathen 17
   Die idealen Grundanschauungen des Offizierthums 21
2. Der „anständige Mensch“ und das Offizierthum . 26
   Historisches 27
   Der anständige Mensch der Jetztzeit 34
   Der anständige Mensch von der Aussenseite 36
   Der anständige Mensch gegenüber dem Sittengesetz 41
   Duell 42
   Selbstmord 46
   Schlussergebniss 50
3. Die modernen Zeitströmungen 53
   Zeitungen 54
   Journale 56
   Romane 59
   Theater 61
   Bildende Kunst 65
   Religion 68
   Königstreue 71
   Armee 74
   Offizierthum und Börse 76
   Sozialdemokratie 78

Wir leben in wechselvoller Zeit. Was gestern gepriesen wurde, wird heute geschmäht und ist morgen vergessen. Man lebt rasch, man arbeitet rasch, man geniesst gierig und hastig, ja man geht sogar in den Tod in Hast und Uebereilung, wenn nach wüstem Taumel das Leben ekel, schaal und unerspriesslich erscheint.

Gar mancher, der in ernstem Sinnen und voll tiefer Besorgniss in den Wirbelstrom der Zeiten hineinblickt, forscht nach Damm und Wehr, die in solcher Fluth Bestand haben möchten. Dass Gottes Wort und Wille der ewig unerschütterliche Grund ist, auf den sich stützen muss, wer dem Strome trotzen soll, das bedarf für den ernsten Christen keiner Erörterung. Aber die irdischen Schutzwehren sind von verschiedenem Werthe und keine ist von ewiger Dauer. Nun haben wohl treue Freunde des Heeres, wackere Männer, die mit Recht in der Armee eine feste Stütze des Thrones erblicken, das deutsche Offizierthum mit einem Felsen verglichen, der in den brandenden Wogen der Zeitströmungen fest und „unentwegt“ dem Anprall Trotz bietet — nichts kann diesem Felsen etwas anhaben. Selbst wenn dieser schöne Vergleich passte, würde man die gänzliche Ohnmacht des Wogenpralls bezweifeln müssen. Denn bekanntlich zerwühlen und zernagen die Meereswellen auch das feste Gestein und schon mancher trotzige Felsblock fiel dem Meere zur Beute.

Aber der Vergleich passt nicht einmal. Denn das deutsche Offizierthum ist kein unbeweglicher Felsen; zwischen ihm und den Zeitströmungen giebt es eine viel grössere chemische Verwandtschaft, wie zwischen dem Meerwasser und dem Felsgestein. Die Wogen, die uns umbranden, das sind Strebungen, Leidenschaften, Irrthümer, die auch in unsern Herzen, schlummernd oder wachend, ihr Wesen treiben, mit denen unser ganzes Leben und Empfinden in lebhafter Wechselwirkung steht.

Ja, es giebt gar keine Zeitströmung, selbst die verwerflichste nicht ausgenommen, die nicht ganz naturgemäss auch im deutschen Offizierthum ihre bestimmte Wirkung ausübt und ausüben muss. Wir Offiziere sind eben auch Kinder unsrer Zeit und gegen die schädlichen Einflüsse derselben können wir uns nur waffnen, wenn wir sie klar zu erkennen und zu würdigen suchen.

Allen wechselnden Strömungen und Anschauungen gegenüber giebt es unverrückbare Ideen und Grundanschauungen, auf denen von Alters her das preussische, das deutsche Offizierthum sich aufbaut und von denen es nun und nimmermehr weichen darf, wenn es nicht seinem eigensten Wesen untreu werden will, wenn es seine Mission innerhalb des deutschen Heeres und Volkes erfüllen soll. Diese Ideen, diese Grundsätze sind ungeschriebenes Gesetz; aber sie leuchten klar hervor aus den ehrengerichtlichen Verordnungen vom 2. Mai 1874 und sie erfahren eine schlichte und doch in ihrer Einfachheit unübertreffliche Auslegung und Bekräftigung in der Allerhöchsten Ordre von demselben Tage, welche jene Verordnungen begleitete. Dieses Mahnwort unsers verklärten Heldenkaisers Wilhelm I ist in heutiger Zeit doppelt beherzigenswerth, wie das auch unsers jetzt regierenden Kaisers Majestät bezeugt hat. Jene Ordre

Die Allerhöchste Ordre vom 2. Mai 1874.

sollte in jedem Offizierkorps alljährlich verlesen werden; jedes Wort derselben regt an zu eingehender Betrachtung und Selbstprüfung; und nur solange wir Offiziere treu und mit vollem innigen Verständniss an den Grundsätzen festhalten, die in der Ordre zum Ausdruck kommen, werden wir im Stande sein und bleiben, unsern Beruf im höchsten Sinne zu erfüllen; nur dann werden wir einem Felsen gleichen, an dem das von wirren Strömungen umhergeworfene „Narrenschiff der Zeit“ zerschellt.

Die Ordre beginnt mit den Worten:

„Ich will, dass die heute von Mir vollzogene „Verordnung über die Ehrengerichte der Offi- „ziere in Meinem Heere in dem Geiste verstanden „und angewendet wird, der Mein Heer von „Alters her ausgezeichnet hat.“

Historisches.

Damit knüpft der kaiserliche Gesetzgeber an die Geschichte des preussischen Offizierthums an, hindeutend auf die altbewährten Grundlagen, die seit einem Vierteljahrtausend für die Entwickelung des Offizierstandes massgebend gewesen sind. Unsere Herrscher, die nach Hohenzollernart die Arbeit am Offizierkorps als eine ihrer wichtigsten Aufgaben erkannten, haben, jeder in seiner besonderen Weise, an dem Geist des Offizierkorps gearbeitet, ihn immer in demselben Sinne weitergebildet. Den Gedanken eines nationalen, von der Standesehre getragenen Offizierkorps liess zuerst der grosse Kurfürst Gestalt gewinnen und zur That werden. Vor seiner Zeit kann von einem Offizierkorps in unserm Sinne kaum die Rede sein; denn Offiziere wie Mannschaften wurden von den Kriegsobersten nach Willkür in Sold und Dienst genommen und entlassen,

wie aus einem Kontraktverhältniss. Zudem war unter Georg Wilhelm, dem Vater des grossen Kurfürsten, der grösste Theil des Heeres sammt den Offizieren auf den deutschen Kaiser, statt auf den Kurfürsten, von Brandenburg vereidigt. Friedrich Wilhelm forderte den Treueschwur für sich, für die Person des Landesherrn — es ward gepflanzt und gefestigt die brandenburgische Mannentreue. 1659 erliess der Kurfürst eine Ordre, wonach die Offiziere nur „nach Urtel und Justiz“ entlassen werden konnten. 1672 erschien eine weitere Ordre, die sich über den Offizierersatz ausspricht: „Die Offiziere sollen tüchtige, capable und uns anständige Personen sein, die sich dergestalt zu verhalten haben, wie Unsere Verordnungen besagen“. So schuf Friedrich Wilhelm ein Heer, das an seine Person gebunden, dessen Treue nur ihm verpflichtet war, schuf er ein Offizierkorps, das nur zwei Gebote kannte, den Willen des Landesherrn und das Gebot der Ehre und Pflicht. Die „Kriegsobersten“, früher kontraktlich angeworbene Unternehmer, die auf eigene Faust ihre Regimenter anwarben und unterhielten, wurden nach und nach höhere Offiziere in unserm Sinne, lediglich unterthan dem Willen des Kriegsherrn.

So ganz salonfähig mögen nach der wüsten Zeit des dreissigjährigen Krieges die Herren Offiziers noch nicht gewesen sein; lesen wir doch in einer Ordre: es sei denen Offiziers nicht anständig, sich in Gesellschaft bei Tafel die Hände an den Kleidern der neben ihnen sitzenden Damen abzutrocknen. Sehr drastisch schildert Wildenbruch im „neuen Herrn“ das Gebahren der Kriegsobersten und ihrer Soldateska — da musste der grosse Kurfürst freilich mit eisernem Besen darunterfahren, um Wandel zu schaffen. Und wie hat er das gethan, welche

Erfolge erreicht nicht nur nach Aussen, sondern noch viel grössere und nachhaltigere im Innern.

Wieviel Heer und Offizierstand dem biderben, frommen und ehrenfesten Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I verdanken, ist bekannt. Freilich ist dieses Herrschers segensreiche Thätigkeit vielfach nicht nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigt worden. Alle Welt sprach von den „langen Kerls“ der Potsdamer Wachtparade, jeder Schulknabe wusste von den Schrullen und Eigenheiten des Soldatenkönigs zu erzählen — aber seine goldechte kernige deutsche Art, seine unsterblichen Verdienste um Heer, Vaterland und Volkserziehung, vergass man über Anekdoten und historischem Klatsch. Der Engländer Carlyle hat dieses Königs Eigenart viel tiefer erfasst, als die früheren preussischen Geschichtsschreiber.

Zuerst verlangte der strenge diensteifrige Herr auch von seinen Offizieren die peinlichste Pflichttreue, den unbedingtesten Gehorsam, die genaueste Dienstkenntniss. „Die Offiziers sollen fleissig im Reglement lesen und Alles thun, was Ich haben will.“ „Weiss ein Offizier seine Sache nicht, so sollt ihr ihn das Reglement in Gegenwart eines Stabsoffiziers in drei oder vier Tagen laut durchlesen lassen.“ Der arme Stabsoffizier! Andrerseits wollte der König nichts sein, als der erste seiner Offiziere; er stellte sich ihnen durchaus gleich, war ihr vornehmster Kamerad. Darum verfährt er mit dem ungehorsamen Sohn nur wie mit dem ungehorsamen Obersten, dem Delinquenten Fritz, darum will er sich mit dem Major von Jürgass, mit dem er im Tabakskollegium recht unfeine Scheltworte gewechselt, durchaus persönlich schlagen und steht erst ab von diesem Vorhaben, als Major von Einsiedel als Stellvertreter des Königs eintritt. Solche Anschauungen bei dem sonst

so strengen und herrschergewaltigen König mussten das Selbstgefühl des Offizierstandes mächtig heben. Seitdem ist es gewohnt, in seinem König zugleich seinen ersten Kameraden zu ehren.

Friedrich Wilhelm verlangt aber auch von seinen Offizieren, dass sie ihre Ehre nicht in materiellen Dingen suchen. So sagt er in einem Kabinetschreiben an die Regiments-Chefs: „Hiernächst sehe ich es zwar gerne, wenn die Offiziers gut leben; aber es ist Mir sehr zuwider, wenn die Offiziers dabei nicht mit ihrem Beutel Rechnung machen und durch den Luxum mehr depensiren, als sie einzunehmen haben und bezahlen können. Ich will demnach, dass die Offiziers, wenn sie beisammen kommen, nicht, wie bei einzelnen Regimentern Gebrauch, viel Gerichte und Wein prätendiren, sondern mit einander hauswirthlich vorlieb nehmen sollen; und muss es vor keinen Schimpf gerechnet werden, wenn ein Offizier dem andern ein Glas Bier vorsetzet. Ihr habt also darauf Acht zu geben, dass diesem Meinen Willen nachgelebt und eine gute Oekonomie unter denen Offiziers geführt werde.“

Wie Friedrich der Grosse es verstand, das Ehrgefühl und die Pflichttreue seines Offizierkorps auf das Höchste zu steigern, ist weltkundig. Bei allen Inspizirungen, in allen seinen Erlassen an die Kommandeure hat der grosse König ein scharfes Auge auf die Offiziere und auf ihr ehrenhaftes Verhalten.

„Hiernächst“, heisst es in einer Ordre an Tauentzien, „muss auch auf die Zucht der Offiziers genau geachtet werden, vornehmlich bei die jungen Offiziers und die Frey-Korporäle. Junge Leute sind immer etwas flüchtig und machen gern Sottisen; das muss jedoch nicht allemal nach der grössten Rigueur genommen wer-

den, sondern das kommt immer auf die Umstände an; wenn sie sich aber zu sehr in Schulden verthun und sich nur zu liederlichen Sachen appliziren und das Gute negligiren, so ist gewiss sein Tage von solchen Leuten kein guter Dienst zu erwarten.“

Der grosse König ist auch der Erfinder der Qualifikationsberichte, damals „Conduitenlisten“ genannt. Daraus soll zu ersehen sein „ob ein Offizier ein Säufer ist“, ferner „ob er guten Verstand und einen offenen Kopf hat, oder ob er dumm ist.“ Ging es in einem Offizierkorps gar zu übermüthig her, wie in den vierziger Jahren im Regiment Bayreuth-Dragoner, vermuthlich im Hochgefühl des Hohenfriedberger Sieges, dann konnte Friedrich sehr unangenehm werden. Er dekretirt an den Oberst Otto von Schwerin: „Wenn ich Euch durch den Lieutenant v. R. habe sagen lassen, dass bei dem Bayreuthischen Regiment viele Desordres sind, welche Ihr abstellen sollt, so habe Ich nichts von dem gemeinen Mann im Regiment gesprochen, sondern vielmehr Meine Absicht auf die Lebensart der Offiziers und die daher entstehenden Desordres gehabt. Um Euch aber deutlich zu sagen, was Ich dadurch eigentlich verstehen wollen, so ist solches zuvörderst dieses: dass Ihr die Offiziers nicht kurz genug haltet, nächstdem aber, dass das Saufen bei dem Regiment unter denen Offiziers eingerissen ist, welches Saufen denn Ihr abschaffen sollt.“ Kurz darauf wird Oberst von Schwerin selbst vermahnt, von wegen des Trinkens mehr Acht auf sich zu haben und von den familiären Gesellschaften mit den Subalternoffiziers abzulassen.

Die alten überstrengen Duellmandate werden allmälig weniger scharf gehandhabt, obwohl sie noch in Kraft bleiben sollen. „Wenn ein Offizier eine Lacheté

begeht oder auf sich sitzen lässt und nicht ein braver Kerl ist, alsdann der Oberst solches melden soll und Seine Majestät wollen einen solchen Offizier kassiren; dieserwegen aber das Duelledikt nicht aufgehoben werden soll.“ In dem 1784 ausgearbeiteten Entwurf eines Gesetzbuches für die preussischen Staaten werden zum ersten Mal Ehrengerichte zur Beseitigung bezw. Regelung der Duelle vorgeschlagen; es blieb aber späteren Zeiten vorbehalten, diese Ideen des grossen Königs zur Ausführung zu bringen.

Das Reglement von 1788, in der Armee als „Schweinsleder“ bekannt, ermahnt an verschiedenen Stellen die Offiziere vornehmlich zur Wirthschaftlichkeit; es wird z. B. darauf hingewiesen, dass kein Offizier eine Kompagnie bekommen soll, der nicht ein guter Wirth ist. Originell ist folgende Bestimmung: „Sollte es sich indessen finden, dass Capitäns oder Subalternen ohne Vorwissen ihres Chefs Schulden machen, so sollen sie, wenn sie auch gleich solche bezahlen können, in Arrest gesetzt werden. Fände es sich aber, dass die Schuld wohl gar nicht aus eigenen Mitteln abgetragen werden könnte, so soll ein solcher Offizier Seine Königliche Majestät gemeldet werden, welche ihn solange in Arrest auf der Hauptwache werden sitzen lassen, bis alles Geld bezahlet worden; wiewohl das Geld nicht die Gläubiger der Offiziers bekommen, sondern solches vielmehr zu ihrer Bestrafung verlustig gehen sollen, da jedermänniglich bekannt sein muss, dass niemand ohne des Chefs Vorwissen einem Capitäne oder Subalternen Geld borgen oder Waaren auf Credit geben soll. Das dem Offizier abgezogene Geld aber soll zum Besten der Invaliden verwendet werden. Solches soll alljährlich unter Trommelschlag publiciret werden.“

Die Ehrbegriffe im Offizierstande haben sich seit jenen Zeiten verfeinert und veredelt; aber der grosse Kurfürst, Friedrich Wilhelm I und Friedrich der Grosse haben den Grund gelegt, auf dem endlich durch die Reorganisation von 1808 und in den folgenden für unser Heerwesen so bedeutungsvollen Jahren unsere jetzigen ehrengerichtlichen Bestimmungen erwachsen sind.

Nach der Einleitung fährt die Ordre Kaiser Wilhelm's fort:

Ehre und Standesehre.

„Ich erwarte daher von dem gesammten Offizierkorps Meines Heeres, dass ihm wie bisher, so auch in Zukunft die Ehre das höchste Kleinod sein wird; dieselbe rein und unbefleckt zu erhalten muss die heiligste Pflicht des ganzen Standes, wie des Einzelnen bleiben."

Dagegen beginnt der zweite Kriegsartikel bekanntlich mit den Worten: „Die unverbrüchliche Wahrung der im Fahneneide gelobten Treue ist die erste Pflicht des Soldaten."

Nun, die Treue voran auch für uns; die Soldatenpflichten des zweiten Kriegsartikels sind wahrlich ebenso bindend auch für die Offiziere, wie das die Kabinetsordre auch gleich in den nächsten Sätzen ausdrücklich hervorhebt. Aber die Ehre als höchstes Kleinod stellt sie an die Spitze, weil die Ehre gewissermassen das geistige Sinnesorgan des Offiziers ist, an das bei allen Gelegenheiten appellirt wird: an das Ehrgefühl seiner Offiziere wandte sich Friedrich der Grosse, als er in seiner berühmten Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen den Offizieren anheim stellte, seine scheinbar verzweifelte Sache zu verlassen; an das Ehrgefühl des Offiziers wendet man sich, wenn man die höchsten Leistungen von ihm verlangt.

Ehre ist die auf dem Bewusstsein des Pflichtgefühls und der Rechtschaffenheit begründete Selbstachtung, von der ich verlange, dass sie mir niemand versage. Sie wird zur Standesehre, indem wir Offiziere gemeinsame Anschauungen, gemeinsame Pflichten haben und indem ein jeder für die Ehre des Ganzen, das Ganze für die Ehre des Einzelnen mit einstehen muss. Die Ehre ist immer etwas Zweischneidiges; sie ist nicht blos ein persönliches Heiligthum, sondern sie bringt uns dadurch, dass wir ihre Aufrechthaltung nach Aussen hin beanspruchen, in einen gewissen Gegensatz: wir sind auf der Wacht gegen uns, aber auch auf der Wacht nach Aussen hin; und in Zeiten, in denen das Publikum Neigung zeigt, sich gegen unsere Standesehre aufzulehnen, kann der Gegensatz recht scharf und schneidend werden.

Das Wort „Standesehre“ zumal vom Offizierstande gebraucht, hat von je keine grosse Sympathie bei den Leuten gefunden; man fühlt recht wohl die Zweischneidigkeit dieser Standesehre heraus und hält obendrein das Festhalten an ihr für einen mittelalterlichen Anachronismus, der nicht mehr passt für unsere aufgeklärte, Alles nivellirende Zeit. Die allen Staatsbürgern gemeinsame Ehre, meint man, müsse auch uns genügen, erforderlichen Falles auch die Herstellung der geschädigten Ehre durch eine vom Strafrichter verhängte Geldbusse.

Um so mehr ist es an uns, dem Publikum zu beweisen, dass unsere Ehre, die „wahre Ehre“, wie die Kabinetsordre sagt, auf begründeter Selbstachtung beruht, d. h. die strenge Erfüllung aller der Pflichten in sich schliesst, die, wie jedem Soldaten, so uns Offizieren in gesteigertem Masse auferlegt sind. Unsere bevorzugte

gesellschaftliche Stellung, den Vortheil, dass unsere Uniform an sich uns als anständige Menschen legitimirt, haben wir wahrlich nicht umsonst. Wir leben in einem Glashause und todtgeschwiegen wird in unserer indiskreten Gegenwart nichts mehr. Das kleinste Blättchen der kleinsten Stadt öffnet seine hungrigeu Spalten weit, wenn es die Unthat eines Kameraden zu verzeichnen giebt. Reporter findet die Presse überall und es kann uns begegnen, dass aus den Reihen der eigenen Untergebenen die tollsten Geschichten über unser dienstliches oder privates Verhalten in die Presse geliefert werden.

Darum heisst es „toujours en vedette“ für unsere Offizierkorps, für ihr Auftreten in der Gesammtheit, wie für das Privatleben des Einzelnen. Daher die Mahnung unserer Ordre

> „an die Würde, die sich im äussern Leben des Offiziers ausdrücken soll, an die sorgfältige Wahl des Umgangs, an die Verpflichtung, überall, zumal an öffentlichen Orten, als Träger der Ehre und der gesteigerten Pflichten unseres Standes aufzutreten“.

Alle diese Mahnungen gelten heute, wie sie immer gegolten haben. Aber mitten hinein in die Strebungen und Strömungen der Gegenwart weist Kaiser Wilhelm I, indem einmal vor hazardmässigem Börsenspiel, vor der Theilnahme an unlauteren Erwerbsgesellschaften gewarnt wird und sodann im folgenden Absatz der Kern- und Brennpunkt der Aufgaben zur Sprache kommt, welche die Gegenwart an den Geist des Offizierkorps stellt. Der Absatz lautet:

„Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offizierstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, dass es nicht materielle Luxus.

Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden. Nicht nur, dass die kriegerische Tüchtigkeit des Offiziers durch eine verweichlichende Lebensweise beeinträchtigt werden könnte, sondern völlige Erschütterung des Grundes und Bodens, worauf der Offizierstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Genuss und Wohlleben mit sich bringen würde".

Fast mit Wehmuth denkt man heute an die alte Anekdote von dem armen preussischen Lieutenant, der, um mit seinen damaligen 13 Thalern Gehalt auszukommen, sich allwöchentlich einmal beim Konditor den Magen verdarb, um an den andern Tagen nicht solchen unbezahlbaren Hunger zu haben; oder an seinen Geistesverwandten, der sich geflissentlich alte Semmel holen liess, damit sie im Magen besser „quellen" sollte. Wo ist jene Resignation und Bedürfnisslosigkeit geblieben, die sich in jenen freilich zum Spott erfundenen Zügen immerhin ausspricht! Dass wir alle heutzutage so viel mehr brauchen, als unsere Vorgänger vor 70 Jahren, das liegt wahrlich nicht allein daran, dass Alles um so viel theurer geworden ist. Wollten wir es versuchen, uns genau mit denselben Speisen und Getränken, mit demselben Tabak, kurz mit der ganzen Lebensweise zu begnügen. wie etwa unsere Grossväter: wir würden vermuthlich erstaunt sein, wie wenig solche Bedürfnisse auch heute noch kosten.

Wir halten aber eine Menge von Dingen, zumal auch in der Wohnungseinrichtung, für unentbehrlich, die früher keineswegs dafür galten; wir sind Kinder einer anspruchsvolleren Zeit und es würde ohne Zweifel ein solches Leben nach Art der Grossväter eine viel grössere Resignation erheischen, als es damals deren

bedurfte. Darum brauchen wir aber noch nicht den allgemeinen Luxus-Wettlauf mitzumachen, wie er heute eingerissen ist und wie auch viele Offizierkorps zu ihrem grössten Schaden sich daran betheiligen.

Die Einrichtung soll „stilvoll“ sein, sie soll womöglich der Tagesmode gemäss erneuert werden: gestern Renaissance, morgen Rokokko, übermorgen Zopf; gestern Mahagony, heute Eichenholz, morgen Nussbaum. Auch an die frühere Einfachheit des geselligen Verkehrs unter den Offizier-Familien mag erinnert werden. Der abendliche gemüthliche Theetisch mit einem Glas Bier danach ist fast verschwunden; „Diners“ oder „Soupers“ sind an seine Stelle getreten, bei denen es stets mehrere Weinsorten und womöglich Sekt geben muss. Der „Kommiss-Pekko“ ist viel üppiger, aber wahrlich deshalb nicht vergnüglicher geworden. Der als feiner Lakai oder womöglich als „Jäger“ frisirte Bursche verschwindet in der Schaar der kostspieligen und sehr viel konsumirenden Lohndiener.

Da haben wir ferner den Luxus bei Abschieds-, Hochzeits- und Jubiläumsgeschenken, dem allerdings durch dankenswerthe Allerhöchste Mahnung Einhalt gethan wurde. Keinesfalls dürfen wir uns verhehlen: „wir leben fast alle über unsere Verhältnisse“. Der Massstab des Lebens wird nicht nach denen genommen, die am wenigsten haben, sondern vielfach geben die Wohlhabendsten den Ton an; wir befinden uns ohne Zweifel auf einer schiefen Ebene, und das muss ganz bestimmte Folgen haben. Einmal die Folge, dass viele Kameraden, denen es an der nöthigen Enthaltsamkeit fehlt, frühzeitig zu Grunde gehen; das ist aber nicht einmal das Schlimmste. Andere Folgen sind für den guten Geist des Offizierkorps noch viel verderblicher.

Unser kaiserlicher Kriegsherr hat in weiser Erkenntniss dessen, was dem Offizierkorps noth thut, sein Veto eingelegt gegen die allmälig immer höher hinaufgegangenen Ansprüche an die für die Offiziere erforderlichen Zulagen.

Früher verlangte man in kleinen Garnisonen für den Infanterie-Offizier 5 bis 10 Thaler Zulage, in Berlin 15 bis 20 Thaler. Dabei gab es in allen Regimentern Offiziere, die sich ohne jede Zulage anständig durchzubringen verstanden. Und jetzt? Sind etwa die Kreise, die uns am erwünschtesten sind für die Rekrutirung unserer Offizierkorps, wohlhabender geworden? Offiziere, Beamte und Grundbesitzer sind im grossen Ganzen doch heute noch diejenigen, die uns am nächsten stehen nach Anschauungen und Interessen; ihre Söhne werden uns besonders willkommen sein. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass auch andere Stände uns tüchtige Offiziere geliefert haben und noch liefern. Aber der Stamm wird der alte bleiben müssen. Wie soll nun ein pensionirter Offizier, ein Beamter, ein nicht grade reicher Grundbesitzer seinen Söhnen 12 bis 15 Jahre lang eine Zulage von der Höhe geben, wie sie heute vielfach für nothwendig gehalten wird? Er hat wesentlich nicht mehr Einkünfte als seine Vorfahren und er braucht auch selbst mehr für sich und die Seinen. Schweren Herzens muss er darauf verzichten, seine Söhne in das Heer eintreten zu lassen und wir würden am meisten darunter leiden, wenn wir den Ersatz aus jenen Kreisen vermindert sähen. Wollten wir die Höhe der Zulage als Massstab für die Annahme von Offizier-Aspiranten hinstellen, so würden wir uns schliesslich aus den Kreisen rekrutiren, die das meiste Geld haben. Wo diese Kreise zu suchen sind, wie fern sie in ihren Anschauungen dem Geiste des

Offizierkorps stehen, darüber kann wohl kein einsichtiger Offizier im Zweifel sein.

Diesen Missständen und Gefahren gegenüber ist es Pflicht jedes Kameraden, an seinem Theile anzukämpfen gegen alle Ausschreitungen des Luxus: niemand darf gezwungen, veranlasst oder verführt werden, über seine Verhältnisse zu leben; dann wird es auch möglich sein, bei den Anforderungen an die Zulage in bescheidenen Grenzen zu bleiben und es können gesunde und naturgemässe Verhältnisse sich heranbilden, ohne dass einzelnen Unbemittelten eine übermässige Resignation zugemuthet wird.

Das Offizierthum und das Geld.

Hüten wir uns vor Ueberschätzung des Geldes und vor dem Aberglauben, als sei der Reichthum eine Vorbedingung des Glückes. Wenn etwa ein vielgeplagter Hauptmann, dessen Rekruten diesmal krümmer sind als je, dem seine Unteroffiziere Noth und Kummer machen, dem unbequeme Vorgesetzte die Freude am Dienste verleiden, wenn ein solcher Mann mitunter ausruft: „wenn ich 100,000 Thaler hätte, bliebe ich keine Stunde mehr im Dienst“ — so ist das eine unüberlegte Aeusserung, die man erklärlich und verzeihlich finden kann, die aber nicht ernsthaft genommen werden darf; sonst würde es übel stehen mit der idealen Auffassung des gottgewollten Berufes, in den wir hineingestellt sind. Solchen Beruf darf und kann man nicht abschütteln, wie ein unbequemes Kleidungsstück, sondern man soll darin ausharren, so lange die Kräfte reichen und so lange der Kriegsherr es für gut findet.

Welch reicher Segen im Beruf und in der Berufsarbeit liegt, merken viele Leute erst dann, wenn sie keinen Beruf mehr haben. Das bekannte Bibelwort vom Menschenleben: „wenn es köstlich gewesen ist, so

ist es Mühe und Arbeit gewesen“, will damit nicht blos eine Klage aussprechen, wie man es oft auffasst, sondern dies Wort will grade des Mannes Leben köstlich finden, dem das seltene Loos beschieden war, bis an sein Lebensende arbeiten zu können in segensreichem Wirkungskreise. Wenn man eine Schattenseite unsers Soldatenberufes hervorheben will, so ist dies wahrlich nicht die mitunter überreichliche Thätigkeit, oder das knappe Gehalt, wovon man sprechen könnte, sondern viel eher der Umstand, dass viele körperlich rüstige Männer gar zu früh zur Unthätigkeit verurtheilt werden. Das ist nothwendig und unvermeidlich, wenn das Offizierkorps auf der Höhe der schwierigen Aufgaben bleiben soll, die an die höheren Führer gestellt werden müssen, mögen unzufriedene Pensionäre oder liberale Weltverbesserer sagen was sie wollen. „Die Sache will's“ — die Person trifft es oft schmerzlich. Denn selbst für den in den besten Vermögensverhältnissen lebenden alten Offizier ist der Mangel eines Wirkungskreises nicht zu ersetzen, weder durch Beschäftigung noch viel weniger durch Geld; denn die Berufsarbeit, in der er drei oder vier Jahrzehnte lang gestanden, ist ihm nicht blos zur süssen Gewohnheit, sondern sie ist ein Stück seines innersten Lebens geworden, von dem er sich beim Dienstaustritt lösen muss mit blutendem Herzen. Darum: niemals den Beruf aufgeben in launenhafter Uebereilung oder „weil man's nicht nöthig hat“. Die Sage erzählt uns von Volksstämmen, die ihre arbeitsunfähigen Greise brevi manu todtschlugen als unnütze Brodesser. Nun, wenn wir auch dieser barbarischen Anschauung nicht beistimmen, ein Kern der Wahrheit liegt doch in dieser Mär, wie in allen Volkssagen. Nur dessen Leben ist lebenswerth, der,

soweit es in seinen Kräften steht, mit seiner körperlichen oder geistigen Arbeit darthut, dass er ein nützliches, ein schaffendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist. Den für seinen Beruf lebenden Mann wird man nie davon überzeugen können, dass Kouponabschneiden allein dem vielbeneideten Besitzer jene innere Befriedigung gewähren kann, die nur in der Berufsarbeit, einzig und allein in dieser liegt. Die knappen Gehälter, wie sie drei Viertheile des Offizierkorps beziehen, sind ein rechter Segen für die ideale Auffassung unseres Berufes; denn die Aussicht auf ein gutes Geldgeschäft kann Gottlob niemand bestimmen, Offizier zu werden; sonst würde man aus gewissen Kreisen sich weit mehr in unsere Reihen zu drängen suchen, als es ohnehin geschieht aus Liebe zu äusserem Glanz.

Offizierheirathen.

Die Luxusfrage spielt auch eine nicht unbedenkliche Rolle bei den Heirathen der Offiziere. In der einst vielverbreiteten Brochüre „die Vorrechte der Offiziere im Staat und in der Gesellschaft“ wurde neben vielen thörichten und unbegründeten Behauptungen auch der Vorwurf gegen die Offiziere erhoben, dass sehr viele derselben darauf ausgingen, „gute Partieen“ zu machen. Solches Streben sei doch schwer vereinbar mit den idealen Anschauungen, von denen nach „Major von der Goltz“ das deutsche Offizierkorps durchdrungen sei.

Nein, nimmermehr kann der gute ritterliche Geist, wie er im deutschen Offizierkorps lebt, es gutheissen, wenn seine Mitglieder um des Wohllebens willen auf reiche Partieen Jagd machen, ohne ihre ritterlichen Standespflichten, ohne ihr Herz um Rath zu fragen.

Sollte übrigens — nebenbei bemerkt — der umgekehrte Fall nicht viel häufiger sein, dass die Offiziere

das Wild sind und manche reiche Schwiegermutter die Jägerin?

Es wäre ungerecht gegen unsere Zeit, wenn wir annehmen wollten, dergleichen wäre früher nicht vorgekommen. Im Gegentheil; es war am schlimmsten in der sogenannten Gründerzeit und es ist seitdem besser geworden. Wunderlicher Weise hat der alte Fritz, sonst ein entschiedener Gegner der Offizierheirathen, den reichen Partieen Vorschub geleistet, indem er dekretirte, dass den Offiziers nur dann der Consens zur Verheirathung gegeben werden solle, wenn sie ihre „Fortune“ dadurch machen könnten. Der grosse König hatte eben von der Ehe keine ideale Anschauung, das lag in seiner französischen Bildung und in der Strömung der Zeit, die mehr Interesse hatte für Galanterie und Liebelei, als für goldechtes häusliches Glück. Anders wurde es, als Friedrich Wilhelm III mit seiner Königin Luise seinem Volke ein leuchtendes Beispiel gab von Gattenliebe und Familienglück. Von dem ganzen faulen welschen Dunst, der von Frankreich her über unser Vaterland sich gelagert hatte, befreiten uns dann endgültig, wie ein tüchtiges reinigendes Gewitter, die Befreiungskriege. Deutsche Sitte, deutsche Zucht und deutsche Einfachheit kamen wieder zu Ehren.

Wie einfach der Zuschnitt eines damaligen Offizier-Haushaltes gewesen ist, wissen wir aus den Schilderungen unserer Väter und Grossväter. Mögen die alten Herren in dem sehr erklärlichen Wunsche, ihre Söhne zur Nacheiferung anzuspornen, jene Einfachheit manchmal etwas zu drastisch geschildert haben, immerhin ist es charakteristisch, dass man, als der bekannte Nachweis des Einkommens von 600 Thalern zuerst eingeführt wurde, diese Summe viel zu hoch gegriffen fand.

Man nahm es anfangs auch nicht allzu genau mit dem Nachweise. Soll es doch damals vorgekommen sein, dass ein Major a. D., der die bekannten 750 Thaler Pension und zwei Töchter hatte, frisch und fröhlich erklärte, er werde seiner Tochter 600 Thaler Zulage geben. Und damit sollen die hohen und höchsten Behörden zufrieden gewesen sein. Dass heutzutage mit grösster Gewissenhaftigkeit geprüft wird, ob die gesetzlichen 2500 Mark Einkommen völlig gesichert sind, ist sehr gut und sehr nöthig. Der junge Offizier muss davor behütet werden, dass er in den Sorgen und Nöthen des Lebens seine Berufsfreudigkeit, seine Schneidigkeit einbüsst. Aber — man möchte andrerseits beinahe wünschen, dass es auch einen Maximalsatz gäbe für diese Zulage, der nicht überschritten werden dürfte.

Von jungen Heisssspornen, auch wohl von älteren unverheiratheten Offizieren, hört man mitunter die Ansicht aussprechen, der Soldat müsse überhaupt nicht heirathen, ein verheiratheter Soldat sei nur ein halber Soldat, das Leben in der Häuslichkeit verweichliche ihn, die Sorge um Weib und Kind nehme ihm den leichten Sinn, den frischen unbekümmerten Muth, der dem Soldaten eigen sein müsse. Diese Ansicht hat viel Bestechendes; sie kann auf den ersten Blick „imponiren“. Nun stelle man sich aber ein gänzlich unverheirathetes Offizierkorps vor, wie es doch diejenigen wünschen müssten, die sich mit Entschiedenheit gegen das Heirathen der Offiziere erklären. Wie würde es wohl mit dem Tone des Verkehrs in einem solchen Offizierkorps beschaffen sein, zumal wenn der betreffende Truppentheil in einer Garnison stände, die nur wenige oder gar keine Familien aufwiese, in denen Offiziere verkehren könnten. Auch beim besten Willen und bei durchaus ritterlicher

Gesinnung würde der Ton in einem solchen Offizierkorps, das ausser Dienst lediglich auf sein Kasino und auf das Gasthofleben angewiesen wäre, jene höhere und reinere Stimmung verlieren, wie sie nur durch den Verkehr mit edlen Frauen geweckt, gefördert und erhalten werden kann. Der Ton würde unmerklich immer ungenirter und burschikoser werden; denn ein halbes Dutzend ernster und gesitteter Männer haben nicht halb so viel Einfluss auf den guten Ton in einer Gesellschaft, als eine einzige edle und sittsame Frau. Gegen die so einleuchtend klingende Behauptung, der unverheirathete Offizier sei bedürfnissloser und kriegerischer in seinen Lebensgewohnheiten, lässt sich der Erfahrungssatz anführen, dass grade bei den älteren Junggesellen solche Anspruchslosigkeit selten zu finden ist. Sie sind oft viel bequemer und z. B. im Manöverquartier viel schwerer zufrieden zu stellen, als ihre verheiratheten Kameraden, aus dem einfachen Grunde, weil sie immer viel mehr Zeit gehabt haben, an sich zu denken und weil sie statt einer tugendsamen Hausfrau einer viel eigennützigeren Freundin verfallen sind, der Selbstsucht.

Getrost mag der Offizier der Gattin seiner Wahl die Hand für's Leben reichen, ohne befürchten zu müssen, an seiner kriegerischen Tüchtigkeit Schaden zu leiden, aber wohlverstanden erst dann, wenn er in jeder Weise zum Manne gereift ist, wenn er fest steht auf eigenen Füssen im Dienst, in der Kameradschaft und im Leben. Nicht soll er erwarten, in der Ehe den festen Halt zu finden, der ihm etwa noch fehlt. Nimmer soll er den ewigen Bund schliessen in jugendlichem Leichtsinn, im Rausche einer thörichten Leidenschaft, damit ihn nicht des Dichters Wort treffe „der Wahn ist kurz, die Reue lang“. Und wenn von irgend einem Manne, so muss

es vom Offizier gefordert werden, dass er Herr sei im Hause; niemand steht es übler an, als dem Offizier, wenn er abhängig wird von Geld und Gut, oder von fremden Launen und Eigenheiten. Die Würde und Selbständigkeit, die dem Offizier als Vorgesetzten und im kameradschaftlichen Kreise eigen sein muss, sie soll er auch wahren in seiner Familie. Darum soll die Frau des Soldaten eine Soldatenfrau sein, die des Gatten Beruf hochhält und die weiss, dass der Mann zuerst dem Kaiser und dem Vaterlande gehört und dann erst ihr, nach dem alten Wahrspruche der Ritterschaft:

„A Dieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!“

Die idealen Grundanschauungen des Offizierthums.

Die Mahnung unserer Ordre, dass es „nicht materielle Güter sind, die dem Offizierstande seine Stellung erwerben“, hat aber noch eine andere Seite.

Glauben denn nicht heute eine Menge von Leuten, dass es überhaupt nur materielle Güter giebt? dass alles Andere, zumal alles Ideale, auf Träumerei und Illusion beruht? Bei einem grossen Theile der Gebildeten ist es Modesache geworden, nicht nur das positive Christenthum, sondern überhaupt alle von der Sinnenwelt losgelösten Ideen mit vornehmem Achselzucken zu negiren. Gott, Unsterblichkeit, geistige Freiheit sind ihnen ein überwundener Standpunkt. Der „Realismus“ ist der Tagesgötze, der die grösste Gemeinde um sich versammelt. Wenn auch die Wenigsten die gelehrten und dickleibigen Bücher der unfehlbaren Männer des Realismus und Materialismus gelesen oder studirt haben: die Resultate, die ihnen in handlicher und mundgerechter Form von unsern belletristischen Journalen ge-

boten werden, sodass man nach Tisch beim Kaffee sie sich bequem aneignen kann, diese Resultate nehmen sie dankbar an, ohne sie weiter auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Man hält sich für einen starken, vorurtheilsfreien Geist, wenn man nur ein mitleidiges Lächeln für die beschränkten Leute hat, die noch in den altmodischen Ideen von Gott, Geist und Unsterblichkeit befangen sind. Tieferblickende unter den Gebildeten sagen auch wohl: „Ja, diese religiösen Ideen sind recht gut für das Volk, für den grossen Haufen, der muss dadurch in seinen Schranken gehalten werden; aber wir, die Auserwählten und Gebildeten, wir sind diesen Dingen entwachsen. Dieser Gedankengang ist ebenso verwerflich als unzutreffend. Die grosse Menge versteht allerdings noch viel weniger von der wissenschaftlichen Begründung der materialistischen Weisheit; aber die Schlagworte, die den Leuten angenehm in die Ohren klingen, eignen sie sich desto eifriger an. Der „Kampf ums Dasein“ wird für sie Kampf gegen Obrigkeit, Gesetz und Kapital. Den schlechten Reim an der Pforte des Friedhofes der freien Gemeinde

„Macht hier das Leben gut und schön,
„Kein Jenseits giebt's, kein Wiedersehn“

behalten sie gut im Gedächtniss und verlangen stürmisch nach Wohlbehagen und Sinnengenuss, weil es mit den idealen Gütern doch nichts ist. So verwandelt sich der Materialismus in Glacéhandschuhen, wie er unter den Gebildeten im Schwange ist, in die wüste Strassenphilosophie der Sozialdemokratie; und die Leute tragen keine Glacéhandschuhe, denken ihre Sache vielmehr mit Knütteln und Messern, mit Petroleum und Dynamit auszufechten.

Das sind die brutalen, aber durchaus praktischen Konsequenzen einer Anschauungsweise, die weitverbreitet ist in der gebildeten Welt und die Eingang gefunden hat und findet auch in den Kreisen der Kameraden. Halten wir das Leben nur für einen Kampf um's Dasein, halten wir unsere Gedanken nur für ein Phosphoresziren des Gehirns, unsre Handlungen und Unterlassungen folglich konsequenter Weise für unfrei und unwillkürlich, weil sie lediglich physiologischen Gesetzen unterworfen sind: wie sollen wir unsere Leute zu Soldaten erziehen, die freudig für König und Vaterland sterben, die uns willig und begeistert folgen in der Stunde der Gefahr? Wo bleiben eigentlich alle Pflichten des zweiten Kriegsartikels? Der Kampf um's Dasein gestaltet sich dann für unsere Musketiere zunächst zu einem Kampf mit dem Strafgesetz; sie fügen sich nothgedrungen, so lange es gar nicht anders geht, aber nicht länger. Ja, das möchten wir freilich um jeden Preis vermeiden; es wäre grauenvoll, wenn die grosse Masse in solcher Weise den Kampf um's Dasein in die Praxis übersetzte — aber niemand kann den Andern von etwas innig überzeugen, woran er selbst nicht glaubt, kann es ehrlicher Weise auch nicht wollen. Wer also Materialist ist, muss sich's gefallen lassen, dass auch seine Untergebenen Materialisten werden — auf ihre Art.

Was aber wird aus uns Offizieren selbst? wie steht es bei derartigen Anschauungen um die idealen Grundlagen unseres Offizierthums, auf die unsere Kabinetsordre soviel Werth legt?

Kein Geringerer als Sir John Falstaff giebt uns eine schlagende Antwort darauf. Dieser unsterbliche Materialist sagt bekanntlich, als es sich auf dem Schlachtfelde von Shrewsbury um Kampf für König und Vater-

land handelt: „Gut, es mag sein, Ehre beseelt mich vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt, wie dann? Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Ehre versteht sich also nicht auf die Chirurgie? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre, wo ist diese Ehre? Luft! Eine feine Rechnung. Wer hat sie? Er, der vergangenen Mittwoch starb, fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein. Ist sie also fühlbar? Für die Todten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verläumdung giebt es nicht zu. Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge, ich mag sie also nicht und so endigt mein Katechismus.“

Sollten wirklich einmal — was Gott verhüte — die jetzt so weit verbreiteten materialistischen Anschauungen unsere Offizierkorps durchdringen: sie könnten dann ehrlicher Weise nur zu denselben Schlüssen gelangen wie Falstaff: denn mit dem Glauben an die ewigen Ideen fallen unerbittlich auch alle idealen Grundgedanken des Offizierthums: Ehre, Treue, Todesmuth.

Viele, die schulgerechte Materialisten zu sein glauben, werden das bestreiten wollen; aber wenn anders ihre theoretischen Ueberzeugungen sich in's Praktische übertragen sollen, müssen sie auch mit diesen Ideen brechen, die sie nur darum festhalten, weil ihre Herzen ihren Köpfen noch nicht gefolgt sind, weil im deutschen Herzen noch der ganze Idealist festsitzt, der aus dem klügelnden, grübelnden Kopfe schon vertrieben zu sein scheint.

Wollen wir festhalten an den idealen Gütern, die nach Kaiser Wilhelm I Mahnwort die Grundlagen unseres Berufes bleiben müssen, so gilt es, entschieden Stellung

zu nehmen gegen die materialistischen Zeitströmungen, gegen alles Wegleugnen und Wegspotten der ewigen Ideen, die, so lange es denkende geistbegabte Menschen giebt, der Halt und der Stolz der Menschheit gewesen sind.

Wir kommen auf diesen Punkt noch einmal zurück. Die Warnung, die materiellen Güter nicht zu überschätzen, sollte übrigens in noch viel weiteren Kreisen beherzigt werden.

Das deutsche Reich ist preussischer Abkunft. Die Grösse Preussens aber datirt im Wesentlichen aus solchen Zeitperioden, in denen bei zäher Sparsamkeit die ganze ernste Arbeitskraft der Nation aufgeboten wurde. So hat König Friedrich Wilhelm I. durch seinen wunderbaren Staatshaushalt, durch die eiserne Art, wie er seine Unterthanen zur Arbeitsamkeit und Genügsamkeit zu erziehen wusste, den reichen Staatsschatz, das stattliche Heer geschaffen, mit dem nachher der alte Fritz den Kampf gegen Europa aufnehmen konnte. Preussen war unter Friedrich Wilhelm ein armes Land und ist es im Wesentlichen auch heute noch, wenn es auch durch den Erwerb reicherer Provinzen und durch eine ausgiebiger entwickelte Industrie, durch Handel- und Gewerbthätigkeit allmälig seine Hülfsquellen vermehrt hat. Aber niemand darf seine Herkunft, seine angeborene Eigenart ungestraft verleugnen. Wer mit seinem Schweiss und mit dem Schwerte um Dasein und Ruhm kämpfte, darf diese Waffen nie aus der Hand legen. Sparta hielt gerade solange seine Hegemonie in Griechenland aufrecht, als es eben Sparta blieb, das rauhe, bedürfnisslose, eisern militärisch organisirte Sparta.

Das alte Preussen hat viele Züge vom Spartanerthum. Wenn es nachliess in Enthaltsamkeit und ernster Arbeit, dann erlag es, wie 1806.

Frankreich, das reiche, mit so unerschöpflichen Hilfsquellen gesegnete Land, darf sich manchen Luxus erlauben, der uns immer viel zu theuer zu stehen kommt. Darum dürfen die Glieder des neu erstandenen deutschen Reiches, das im Grunde dem preussischen Spartanerthume die schwer errungene Einheit verdankt, es nie vergessen, dass es nicht materielle Güter sind, die dem Reiche die hochgeehrte Stellung in Europa erworben haben und erhalten werden. Nur durch die innere Tüchtigkeit seiner Herrscher, seines Volkes, seines Heeres hat es sich emporgeschwungen und nur durch diese kann es sich behaupten. Wollte es in andern Dingen, in Luxus und Ueppigkeit, mit andern Ländern Europas wetteifern, es würde schlecht bestehen im Wettkampf. Wir Offiziere müssen diese Wahrheit besonders beherzigen; ist es doch unser Beruf, nicht bloss im Kriege unsere Leute zum Siege zu führen, sondern zunächst im Frieden sie zu allen den Tugenden zu erziehen, die uns in künftigen Kriegen allein befähigen werden, abermals zu siegen.

„Das Vertrauen aller Stände zum Offizierstande“ — sagt unsere Ordre — „ist Bedingung für die erfolgreiche Lösung der höchsten Aufgaben des Heeres.“ Dies Vertrauen der andern Stände zu uns beruht nicht zum kleinsten Theile auf der mehr oder minder klar hervortretenden Ueberzeugung, dass unser Stand noch für eine Idee zu leben und zu sterben weiss, für die Idee der Ehre und der Königstreue.

Der „anständige Mensch“ und das Offizierthum.

Es soll nun an praktischen Fragen und Beispielen untersucht werden, wie es im Einzelnen mit den Anschauungen unsers Standes steht, ob sie probehaltig sich bewähren den hohen Anforderungen gemäss, die unser Kriegsherr an uns stellt. Es wird interessant sein und dem Ziele näher führen, wenn wir uns zunächst den

sogenannten „anständigen Menschen“ ansehen, wie die Welt ihn als landläufigen Begriff im Munde führt und wie der anständige Mensch aussieht, den wir Offiziere als solchen anerkennen.

„Der Doctor X ist „doll anständig“, sagt der Kadett von einem Lehrer, der bei kleinen Verstössen nicht gleich meldet und zu den Obersekundanern „meine Herren“ sagt.

„Furchtbar liederlich ist mein Freund N., verspielt sein Väterliches und Mütterliches; kein Mädchen ist sicher vor ihm; aber ein kolossal anständiger Kerl ist er doch.“ Wer sagt wohl so?

„Der M. ist doch ein Teufelskerl, hat den P. mit seiner bockbeinigen Atalante angeschmiert, dass er sein Lebtag daran denken wird — aber doch ein famoser Kerl, der M. und, ich versichere Sie, riesig anständig“. So etwas kann man auch hören in recht angesehenen Gesellschaftskreisen.

„Sag' ich dir, hat der Aaronstein einen Bankerott gemacht, 's is'n wahrer Staat. Nicht sieben Prozent kriegen die Gläubiger — warum sind sie gewesen so dumm, ihm hinzuwerfen das Geld! Und der Aaronstein weiss, wo er bleibt, ist überhaupt ein nobler Mann, ein anständiger Mann.“

An diesen beliebig herausgegriffenen durchaus nicht karrikirten Beispielen sehen wir, wie verschieden der Begriff des „anständigen Menschen“ gefasst wird.

Historisches.

Auch ein kurzer historischer Rückblick zeigt eine merkwürdige Wandlung der Anschauungen über den anständigen Menschen.

Bei den Alten, die denjenigen, den wir „anständig“ nennen, römisch etwa als virum honestum bezeichneten, war zunächst die Fertigkeit in allen Leibesübungen

Vorbedingung, sodann Tapferkeit, Wahrheitsliebe, Rechtschaffenheit. Wir würden gegen den anständigen Menschen der griechischen oder römischen Blüthezeit kaum etwas Wesentliches einzuwenden haben. Nur im Verhältniss zum weiblichen Geschlecht wurde an bestimmte sittliche Forderungen wenig gedacht; da hat erst das Christenthum Wandel geschafft, indem es die sittliche Gleichberechtigung der beiden Geschlechter lehrte. Nur bei unseren Vorfahren, den vielbesungenen alten Deutschen, wurde neben der Tapferkeit bekanntlich auch Zucht und Keuschheit als Beweis anständiger Gesinnung gefordert; desto mehr liess man sich gehen in Völlerei und in Grausamkeit gegen den Feind.

Ganz ungemein scharf hat das Ritterthum des Mittelalters den Begriff in seinem Sinne klar gestellt. Freilich in der guten Zeit des Ritterthums mochte man es getrost dem Gefühl und Gewissen des Einzelnen, nöthigenfalls der Entscheidung geachteter und geprüfter Paladine überlassen, was sich ziemte für den anständigen Mann und was nicht. Später, als man der Sache spitzfindig auf den Grund ging, einen Codex aufstellte, der haarklein alle Einzelheiten festsetzte, die in Frage kommen konnten, da war es mit der echten Ritterlichkeit schon etwas abwärts gegangen; sonst hätte man's nicht nöthig gehabt, soviel daran herum zu deuteln, was einem preux chevalier erlaubt sei oder nicht.

Freilich dürfen wir uns auch das Ritterthum der besten Zeit nicht so vorstellen, wie die Romantiker, zumal Tieck und Novalis, es uns schildern. Die Dichtungen und Romane aus der Ritterzeit selber geben uns ein anderes Bild. Neben dem erhabensten transzendentalen Idealismus geht in naturgemässer Reaktion die derbste Sinnlichkeit einher. — Wagner zeichnet im Tannhäuser

mit dem scharfen Gegensatz zwischen der entsagungsvollen Himmelsliebe Wolframs und dem glühenden Sinnendurst Tannhäusers kein ganz unähnliches Bild. Keinesfalls lebten die alten Ritter von Blumenduft und platonischer Liebe — sie assen recht tapfer und tranken weidlich dazu.

Aus dem Marien-Kultus entstand bekanntlich der Frauendienst mit seinem romantischen Zauber, aber auch mit seinen Uebertreibungen und seiner spitzfindigen Sinnlichkeit. Dabei war der Unterschied zwischen der rechtlichen und der idealen Stellung der Frau ein recht bedeutender. Rechtlich stand die Frau durchaus im Verhältniss der Unterordnung; sie war nicht viel mehr als eine dem Manne gehorchende Magd. Sogar im galanten Frankreich gab es eine königliche Ordonnanz, welche dem Ehemanne ausdrücklich erlaubte, nöthigenfalls die Frau zu züchtigen. Bekanntlich macht auch Siegfried im Nibelungenliede seiner geliebten Chriemhild gegenüber von seinem Züchtigungsrechte ausgedehnten Gebrauch: „und hat der wackre Degen also zerbläuet meinen Leib“ sagt Chriemhild, ohne sich irgendwie zu beklagen. Trotzdem gelangten faktisch die Frauen vielfach zu einer Geltung und Bedeutung, welche jener rechtlichen Stellung keineswegs entsprach. Die ritterliche Romantik pries das Weib als die Krone der Schöpfung, sprengte die engen rechtlichen Schranken der Frauenwelt und führte die Frau als die Alles beherrschende Herrin in die Gesellschaft ein; aber sie zerriss auch, der Konvenienz der Ehe die freie Galanterie gegenüberstellend, vielfach die Bande edler Häuslichkeit, feiner Sitte und guter Zucht. Wir begegnen schon in der mittelalterlichen Poesie dem durch das jüngste Deutschland wieder modern gewordenen frechen Aus-

spruche, die Ehe sei das Grab der Liebe und ein Ehebündniss sei für beide Theile kein Hinderniss, sich in schrankenlosen Liebeleien zu ergehen. Wohl wurden die Mädchen in strenger klösterlicher Zucht gehalten; aber die Frauen wurden desto fleissiger umworben und rechneten es sich zur grössten Ehre, wenn sie von einem ritterlichen Minnesänger Jahre lang angesungen und angeschmachtet wurden. Und ganz umsonst thaten das die Herren Minnesänger auch nicht immer. Wir sehen, dass auch der anständige Mensch aus jener guten Zeit des Ritterthums nicht einwandfrei ist. Wie dieses später ausartete und endlich bis zum Raubritterthum herabsank, ist genugsam bekannt. Was für eine Sorte von Stegreifhelden sich da für anständige Menschen ausgab, bedarf keiner weiteren Schilderung. Von den guten Eigenschaften des preux chevalier blieb höchstens noch Mannhaftigkeit und Tapferkeit übrig.

Noch schlimmer steht es mit dem anständigen Menschen des dreissigjährigen Krieges, zumal in den späteren Perioden, als nur noch Rohheit und wüste Beutelust in den Kriegsheeren regierten, als man den Krieg um seiner selbst willen führte, oder vielmehr in die Länge zog, um zügellos zu hausen und Land und Leute zu schinden. Die Hauptquelle für die Sittengeschichte jener Zeit ist bekanntlich der Simplicissimus; er erzählt uns haarsträubende Dinge von den tonangebenden Leuten jener Zeit. In dem Heere des Schwedenkönigs Gustav Adolf war es wohl ein wenig besser; aber nach seinem Tode ging es im Schwedenheere ebenso arg zu, wie anderwärts. In jener Zeit stand der anständige Mensch, wie er in dem tüchtig und mächtig sich entwickelnden Bürgerthum der deutschen Städte in Zucht und Ehren zur Geltung kam, entschieden sittlich höher. Der Erste,

der hierin gründlich Wandel schaffte, war unser grosser Kurfürst, der ebenso wie sein Enkel, König Friedrich Wilhelm I, noch lange nicht genug anerkannt ist in seiner hervorragenden Bedeutung für unser Volk, unser Heer, unser gesammtes Vaterland. Unter dem grossen Kurfürsten kommt der anständige Mensch, wie er sein soll, wieder zu Ehren. Den Ersatz seiner Offiziere suchte Friedrich Wilhelm unter den Gebildeten aller Stände, ohne dem im dreissigjährigen Kriege vielfach verwilderten Adel einen andern Vorzug zu gönnen, als den, welchen sorgfältigere Erziehung und ausschliesslichere militärische Vorbildung ihm von selbst einräumten. Der grosse Kurfürst hielt bei seinen Offizieren streng auf die Wahrung der Standesehre; unehrenhafte Handlungen hatten scharfe Strafen oder Ausstossung zur Folge. Und wie die Offiziere unter ihm zu anständigen Menschen wurden, so lernten auch die andern Stände, was von einem solchen verlangt werden müsse.

Sehr bedenkliche Bahnen schlug der anständige Mensch wieder ein in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Während man einerseits überzart war in Wahrung der persönlichen Ehre, wegen jeder Kleinigkeit zum Degen oder zur Pistole griff, erlaubte man sich andrerseits die tollsten Ausschreitungen. Gegen diesen nicht bloss in Frankreich, sondern auch im lieben deutschen Vaterlande um sich greifenden Uebermuth des Cavaliers, des anständigen Menschen κατ' ἐξοχήν, der Alles für erlaubt hielt, was gefällt, ohne zu fragen nach dem, was sich ziemt, gegen diesen anständigen Menschen übte die französische Revolution eine grauenhafte Vergeltung und es ist nicht ohne tiefen, weltgeschichtlichen Sinn, dass die Sanskulotten sich gradezu gefielen in rohestem Cynismus, dass jeder anständige Mensch an

sich schon verdächtig schien, an sich schon verdiente, zur Guillotine geschleppt zu werden. Die französische Revolution war nicht bloss gerichtet gegen die absolute Monarchie und ihre Missbräuche, sondern vielleicht noch viel mehr gegen den übermüthig gewordenen zügellosen „anständigen Menschen.“ Hatte ihm Alles angestanden, was ihn vergnügte, so stand es jetzt den blutigen Strassenphilosophen an, ihm zu ihrem Vergnügen den Kopf vor die Füsse zu legen. Es dauerte aber gar nicht lange, — da erstand gleich dem Phönix aus der Asche ein neuer anständiger Mensch; denn ohne einen solchen wird keine Gesellschaft auf die Dauer fertig, und am wenigsten eine französische. Wunderliche Heilige waren es, die tonangebenden Elemente des Zeitalters der Revolution, am wunderlichsten ihre Nachahmer im lieben deutschen Vaterlande. Wir eilen hinweg über die Zeit unserer tiefsten Schmach und freuen uns der Helden, die während der Reorganisation von 1808 und während der Befreiungskriege uns lehrten, was zu einem anständigen Menschen gehört.

In der eisernen Zeit, die da heranbrach, wurde nicht viel gefragt nach eleganten Formen und gefälligen Manieren; rauh, knorrig wie Deutschlands Eichen sind die Männer der Befreiungszeit und sie haben mit Untergebenen, mit Vorgesetzten oder unter sich eine Form des Verkehrs, die uns die Haut schaudern macht — aber jedes anständigen Mannes Blut und Leben gehörte dem Vaterlande; der allgemeinen Verachtung fiel anheim, wer träge zu Hause blieb und so recht bezeichnend ist Yorck's Anrede vor der Schlacht: „Wer heute Abend nicht todt oder wonnetrunken ist, der hat sich geschlagen wie ein erbärmlicher Feigling und infamer Hundsfott.“ Wir dürfen noch heute den Hut abnehmen vor den Männern der Befreiungszeit, wenn auch die wunderliche Art der

Sprechweise, wie sie im Drange der Umstände und im Eifer des Gefechtes bei ihnen üblich ist, für unsere Anschauungen schier verblüffend ist. Das ist eine Spielart von königlich preussischer Grobheit, wie wir heute nichts Aehnliches finden. — Das Yorck'sche Korps geht zum Angriff vor. In gleicher Höhe avanciren die Brigaden Borstell und Katzeler. Die Brigaden haben weithin sichtbare Marschrichtungspunkte. Auf einmal weicht die Brigade Borstell immer weiter nach rechts ab, die Brigade Katzeler in ihrem Vormarsch behindernd. Borstell schickt seinen Adjutanten zu Katzeler, er möchte in drei Teufels Namen geradeaus gehen. Katzeler antwortet gar nicht. Wieder erscheint der Adjutant mit noch deutlicherer Aufforderung, deren Wortlaut er nach Möglichkeit zu mildern strebt. Katzeler schnaubt ihn an und hält ihm eine donnernde Rede, sodass die ganze Brigade jedes Wort vernimmt. Der Adjutant kehrt zu Borstell zurück und bestellt, der Herr General wäre zu seinem Bedauern ausser Stande, eine andere Marschrichtung einzuhalten, weil, weil . . . „Ach was", fährt Borstell dazwischen, „mach Er mir keine Redensarten, Herr Tintenspion, bestell' er mir wörtlich, was der Katzeler gesagt hat. — „Wörtlich, Herr General?" — „Natürlich, will mir's ausgebeten haben". — Der Herr General sagten: „Wenn das Murmelthier, der Borstell, den Sumpf vor meiner Front nicht sehen kann, dann hat er mehr Dreck in den Augen, als wir an den Stiebeln". — „Na also", lachte Borstell, „das sieht meinem Freunde Katzeler ähnlich". In Frieden zogen beide Brigaden ihres Weges weiter, bis ihr unwiderstehliches Vorwärts die Franzosen in wilde Flucht jagte. Das waren wirklich sehr anständige Leute, die Generale Borstell und Katzeler.

Der „anständige Mensch“ der Jetztzeit.

Wir kommen wieder zum anständigen Menschen der Gegenwart. Wie verschieden das Wort gebraucht wird, zeigen schon unsere Einleitungs-Beispiele, die doch nur dem deutschen Vaterlande entnommen sind. Noch bunter wird die Gesellschaft, wenn wir uns auswärts umsehen. Recht wunderlich benimmt sich der anständige Mensch im freien Amerika, im Kongress, bei der Wahlagitation, wo kein Mittel gescheut wird, um den politischen Gegner zu verdächtigen, wo man zu den widerwärtigsten Verleumdungen des intimsten Privatlebens greift, das in der Presse an den Pranger gestellt wird. In manchen Distrikten verhandelt man bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten hauptsächlich mit Messer und Revolver. Oder der anständige Mensch in solchen europäischen Staaten, wo die Revolutionen zu einem chronischen Leiden geworden sind, wo er unter zehn Regierungen zehnmal die Farbe wechselt; Generale, die, weil sie um jeden Preis eine politische Rolle spielen wollen, die geschworene Treue nur so lange halten, als sie es mit ihrem Vortheil vereinbar finden.

Genug damit. Man sollte meinen, in unserer nivellirenden Gegenwart, wo Frack und Cylinder fast über den ganzen Erdball verbreitet sind, wo die herzerfrischende Originalität früherer Zeiten fast verloren gegangen ist, müsse auch der anständige Mensch so ziemlich derselbe sein. Aber es ist nur dieselbe glatte Aussenseite, die Allen gemeinsam ist; sobald man den Firniss entfernt, zeigt sich die grösste Verschiedenheit.

Dass der Begriff des anständigen Menschen ein relativer ist, haben die angeführten Beispiele bewiesen. Der Begriff wechselt nach Zeit, Ort und Lebensstellung. Ein anständiger Mensch ist derjenige, der nur thut, was seinen Standes- und Berufsgenossen ansteht, dagegen unterlässt, was ihnen nicht ansteht.

Gar sinnig berührt Meister Goethe im Tasso dies Thema im ersten Gespräch zwischen Tasso und der Prinzessin. Tasso preist die goldene Zeit, wo Alles zum Menschen sagte: „Erlaubt ist was gefällt.“ Die Prinzessin, jenen Dichtertraum in's Reich der Fabel verweisend, weist auf eine bessere goldene Zeit hin, die edle Menschen allezeit herbeiführen können; da heisst es; „Erlaubt ist was sich ziemt.“ Und auf die Frage, was sich denn zieme, antwortet die Fürstin: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.“ Damit ist für eine zutreffende Begriffsbestimmung schon viel gewonnen. Freilich, für die anständige Frau giebt es, im höchsten Sinne genommen, nur eine Tugend, für den anständigen Menschen, wie es scheint, gar viele Tugenden. Wen werden wir Offiziere für einen anständigen Menschen erklären, wenn wir uns auf den Grund und Boden der oben besprochenen Ordre stellen, auf den Grund und Boden unserer preussischen ritterlichen Traditionen? Die Frage wäre gar nicht schwer zu beantworten, wenn wir nach jeder Richtung hin die strengsten Anforderungen stellten, wenn wir durchaus die Forderungen der Ehre und des Sittengesetzes aufrecht erhielten. Die Sache wird erst schwierig, weil man dem alten Adam gewisse Hinterthüren lässt, weil man der Schwäche der Menschennatur Zugeständnisse macht und Leute für anständige Menschen gelten lässt, die durchaus nicht vor dem Richterstuhl einer strengen Moral bestehen können.

Für die Polizei ist jeder ein anständiger Mensch, der sich weder Vergehen noch Uebertretungen zu Schulden kommen lässt und sich äusserlich ehrbar hält. Der Handwerker hält unter seines Gleichen diejenigen für anständig, die ordentliche Leute sind und keine un-

erlaubten Mittel brauchen, um ihm Konkurrenz zu machen; unter dem Publikum diejenigen Kunden, die pünktlich bezahlen, ohne viel an der Rechnung zu mäkeln. Aehnlich ist es beim Kaufmann; doch werden die Begriffe von Anständigkeit schon grossartiger. In manchen Kreisen der haute finance hält man alle Menschen für anständig, die Geld haben, aber auch nur diese. Der Himmel behüte nur uns Offiziere davor, dass wir allzugrossen Respekt vor dem grossen Portemonnaie bekommen, es wäre der traurigste Massstab, den wir anlegen könnten. Die Gefahr liegt wahrlich nicht fern. Wenigstens scheinen viele Kameraden von der Wahrheit des grossen Dichterwortes „Reichthum schändet nicht und Armuth macht nicht glücklich“ tief durchdrungen. Dergleichen sagt man so lange im Scherz, bis Ernst daraus wird.

Der „anständige Mensch“ von der Aussenseite.

Doch zur Sache! — Was hält man in unsern Kreisen für anstandswidrig? Zunächst Alles, was uns vor der Oeffentlichkeit irgendwie blossstellt, Konflikte mit den Strafgesetzen oder Polizeivorschriften, Konflikte mit ungebildeten Leuten, Verweilen in Gesellschaften oder Lokalen, die für uns ungeeignet sind, endlich Alles, was in der tonangebenden Gesellschaft für anstössig oder auch nur für auffällig gilt. Dies in Kurzem die mehr äusserlichen Dinge, die wir ängstlich, mitunter viel zu ängstlich, vermeiden, so lange wir in Uniform sind. Für diese Peinlichkeit nur einige Beispiele. In Berlin gilt es im Allgemeinen trotz des längst aufgehobenen Rauchverbotes nicht für chic, auf offener Strasse zu rauchen. Das hat etwas für sich. Wenn man sich aber in manchen Kreisen dagegen sträubt, in einer Droschke zweiter Klasse zu fahren, so ist dies wohl zu weit gegangen. Niemand wird es hübsch finden, wenn ein

Offizier auf der Strasse einen Marktkorb trüge. Wenn aber manche Kameraden sich ängstlich hüten, auch nur das kleinste Päckchen in der Hand zu tragen, so machen sie sich damit unnütz das Leben sauer und — theuer. Am peinlichsten ist in solchen Dingen der Kadett, demnächst der ganz junge Lieutenant. Aeltere Offiziere pflegen sich freier zu bewegen. Ueberhaupt setzt man sich mit zunehmenden Jahren über kleinliche Aeusserlichkeiten leichter hinweg, weil man sich innerlich sicherer fühlt, weil man den tiefsten und wesentlichsten Forderungen des Anstandes vollauf Genüge zu thun sich bewusst ist. Als die Pferdebahn aufkam, wollten grade die jüngsten Kameraden schwer daran gehen, diese segensreiche Einrichtung zu benutzen. Sie gingen lieber zu Fuss, oder leisteten sich erforderlichen Falles eine Droschke erster Güte. Die älteren Offiziere waren es, die Bahn brachen. Heutzutage fahren so ziemlich alle Offiziere mit der Pferdebahn, aber — bei Leibe nicht mit dem Omnibus, obgleich der Grund davon nicht so recht einzusehen ist; denn die Gesellschaft im Pferdebahnwagen ist auf manchen Linien und zu manchen Tageszeiten durchaus nicht besser. Doch diese peinliche Scheu, auch nur im Geringsten gegen den guten Ton zu verstossen, verschwindet mit einem Zauberschlage, sobald wir Civil anziehen. Wer es kaum für fein hielt, in Uniform zweiter Klasse zu fahren, möchte nun versuchen, wie es sich in der vierten fährt; oben auf dem Verdeck eines Omnibus dünkt es ihm noch schöner als drinnen; Lokale, die er in Uniform verschmähte, sind ihm jetzt noch viel zu nobel, und auch das Benehmen auf der Strasse wird so frei und ungezwungen wie irgend möglich. Es ist, als ob der sonst in den Fesseln der Convenienz eingeschnürte Mensch

nun in vollen Zügen eine schrankenlose Freiheit geniessen wollte; es ist die Reaktion des natürlichen Menschen gegen das Uebermass von Einschränkung und Feinheit. Nun, an sich ist es auch gar nicht so schlimm, wenn wir uns im bürgerlichen Gewande mancher konventionellen Fesseln entledigen, die uns in Uniform beengen. Der Offizier in Civil mag dritter Klasse fahren, im Theater einen billigeren Platz wählen und aus Neugier auch einmal ein Lokal besuchen, das ihm sonst verschlossen bleiben muss. Aber — hier liegt für den taktvollen, für den wahrhaft anständigen Mann auch die Grenze. Wir dürfen nie vergessen, dass wir mit dem bürgerlichen Gewande doch wahrlich keinen andern Menschen anziehen, dass die Gebote der Standesehre, der guten Sitte und Wohlanständigkeit für uns unweigerlich dieselbe Geltung haben, wir mögen Uniform tragen oder nicht. Wehe dem Kameraden, der sich in Civil darum wohl fühlt, weil er nun jeder Schranke ledig zu sein glaubt, weil er meint, nun ungestraft allen Launen und Neigungen die Zügel schiessen lassen zu dürfen. Noblesse oblige, wir mögen den Rock des Königs tragen oder nicht. Vornehme und edle Naturen bleiben auch im bescheidensten Aufzuge, was sie waren. Bei wem aber, sobald er sich des Zwanges der Uniform entäussert, die unedle Natur sofort zum Durchbruch kommt, der thut besser, das Ehrenkleid gar nicht wieder anzuziehen. Bei ihm ist der anständige Mensch nur ein Mahagoni-Fournier auf kiehnener Unterlage; Alfenide, aber kein Silber. Grade das Verhalten in Civil ist eine zuverlässige Echtheitsprobe. Sage mir, was du dir gestattest in dieser Interimshülle, was du da für erlaubt hältst, und ich will dir sagen, wer du bist.

Es ist in vieler Hinsicht empfehlenswerth, sich klar

zu machen, was etwa dem Offizier in Civil anständiger Weise erlaubt sein mag und was nicht. Es stellen sich sofort alle unwesentlichen Aeusserlichkeiten dar als das, was sie in der That sind, als formale Gewöhnungen, die mit der Mode wechseln, die aber für das Wesen der Sache von keiner Bedeutung sind. Denn dass man im Theater nur in den ersten Rang geht und unter den Linden in Berlin die Südseite bevorzugt, sind doch keine ernsten Forderungen der Standesehre. Das sind eben Eigenheiten des Herrn Usus, denen wir uns fügen, solange das Herkommen es verlangt, von denen wir aber mit gutem Gewissen uns emanzipiren dürfen, sobald wir aus dem sonnenbeschienenen Glashause Uniform in den kühlen Schatten des bürgerlichen Gewandes getreten sind. Diese Bemerkungen wollen übrigens keineswegs die Form als etwas Unwesentliches hinstellen. Im Gegentheil. Die Form, als der korrekte und gefällige Ausdruck anständigen Wesens, hat ihre hohe Berechtigung und Bedeutung. Ganz abgesehen von den unerlässlichen Formen des dienstlichen Verkehrs ist die genaue Beachtung der Formen im geselligen Verkehr ungemein wichtig. Die Hochachtung, die wir unsern Damen, den älteren wie den jüngeren zollen, findet ihren angemessenen Ausdruck in den Formen, die man in früheren Zeiten viel genauer und peinlicher beobachtete, als jetzt. Das gegenwärtige Geschlecht liebt es, dank dem demokratischen Zuge, der überall, auch in unsern Kreisen, erkennbar wird, sich mit selbstbewusster Erhabenheit über viele Formen hinwegzusetzen, die man früher für unerlässlich hielt. Darin sind uns die alten Herren aus einer ritterlicheren Zeit ganz erheblich über. Wie wenig jüngere Herren denken z. B. heutzutage daran, in einer geladenen Gesellschaft, geschweige denn in einem öffentlichen Lokale,

wo die Gelegenheit sich bietet, die ihnen bekannten älteren Damen zu begrüssen? Das hält man für überflüssig, oder wohl gar für etwas Schlimmeres, wenn es sich um die Damen der Vorgesetzten handelt. Auch im kameradschaftlichen Verkehr soll man bei aller Vertraulichkeit die Form nicht verachten. Die Form ist es, die auch das rohere Gemüth in Schranken hält, die einen burschikosen Ton nie aufkommen lässt. Wahren wir diese Form überall.

In dieser Beziehung wirkt das moderne Kneipenleben äusserst verderblich. Man hat mit Recht das Bier gepriesen als ein Hebungsmittel der Kultur, wo es den freilich viel verderblicheren Branntwein verdrängt hat. Aber in unsern Kreisen hat das Bier eine solche Mission nicht zu erfüllen gehabt. Da hat zwar nicht das Bier selbst, wohl aber die Bierkneipe, den guten ritterlichen Ton herabgestimmt und den Geschmack vielfach so verdorben, dass mancher keinen Gefallen mehr findet an edler Geselligkeit und an dem Verkehr mit Damen. Siehe Kamerad „Wüstbold“ im Struwelpeter, ein freilich nicht geschmeicheltes Bild, aber von grosser Lebenswahrheit. Schon der gewohnheitsmässige reichliche Biergenuss macht den Geist stumpf und dumpf; in demselben Sinne wirkt der tägliche Verkehr mit den Stammgästen des Bierlokals, wenn diese auch an sich ganz achtungswerthe Leute sein mögen. Aber man gefällt sich dort gar zu gern darin, sich über die Form hinwegzusetzen. Und nun die Unterhaltung! Man spottet gern über die Unterhaltungen auf Damen-Kaffee's. Vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Aber der gewöhnliche Klatsch, wie er mitunter in Bierlokalen verübt wird, ist noch viel schaaler und unerspriesslicher. Wenn unsere Frauen ebenso viele Feuilletonartikel über uns

schrieben, wie die männlichen Schriftsteller über das schöne Geschlecht, dann würden die Damenkaffee's als eine sehr viel empfehlenswerthere Form der Geselligkeit erscheinen gegenüber den Kneipgenossenschaften, die sich dem täglichen Kultus des Gambrinus widmen.

Der „anständige Mensch" gegenüber dem Sittengesetz.

Wir kommen von den Aeusserlichkeiten auf den tieferen sittlichen Inhalt des „anständigen Menschen".

Man könnte nun meinen, unser gesammtes christliches Sittengesetz sei auch massgebend für den anständigen Menschen. Ein schöner Gedanke, aber es stimmt nicht. Vielleicht wird die Sache am deutlichsten, wenn wir uns einige von den zehn Geboten darauf ansehen, wie sie von den anständigen Menschen befolgt werden.

Die ersten drei Gebote führen uns hauptsächlich auf religiöses Gebiet. An dieser Stelle sei nur hingewiesen auf den Missbrauch des göttlichen Namens, wie er vielfach grade in solchen Kreisen zur Unsitte geworden ist, die sich sonst herzlich wenig um ihren Herrgott kümmern; ferner auf die Feiertagsheiligung.

Dem Gebote der Sonntagsruhe kommt der junge Offizier sehr erklärlicher und sehr verzeihlicher Weise zunächst dadurch nach, dass er gründlich ausschläft. In die Kirche pflegt man nur zu gehen, wenn man dazu kommandirt ist. Im Uebrigen findet man den Sonntag mitunter sehr langweilig, hat auch wohl grade an diesem Tage eine besondere Neigung, sich in Civil zu werfen und volksthümliche Zerstreuungen aufzusuchen. Die Sonntagsheiligung wird von den anständigen Menschen aller Gesellschaftskreise durchaus nicht ernster genommen, wie vom grossen Publikum überhaupt.

Das vierte Gebot wird von jedem wahrhaft anständigen Menschen in seiner engeren Bedeutung als durchaus verbindlich anerkannt. Freilich fehlt es neben un-

gerathenen Söhnen auch nicht an solchen, die sich viel klüger dünken, als ihre Väter, die den altmodischen Anforderungen derselben nur widerwillig nachkommen und die väterliche Autorität recht unbequem finden. Wie steht es aber erst, wenn wir dieses Gebotes Gültigkeit der Obrigkeit und den Vorgesetzten gegenüber in Betracht ziehen?

Freilich, ohne felsenfeste Treue und ohne Gehorsam gegen seinen König kann sich kein deutscher Offizier einen anständigen Mann denken; aber sollte massloses Kritisiren und geflissentliches Räsonniren nicht auch unter das Gebot fallen? Das Gegentheil, jede Art von Schmeichelei uud sogenannter Schusterei, gilt mit Recht für unwürdig eines anständigen Menschen. Wenn trotzdem dieses Laster nicht ausstirbt, so ist das ein trauriges Zeichen dafür, dass es immer noch Leute giebt und geben wird, die für dergleichen empfänglich sind.

Das fünfte Gebot bringt uns auf zwei brennende Fragen, Duell und Selbstmord.

Duell. In den Zeiten, wo der Degen am lockersten in der Scheide sass, wo man sich am häufigsten und am regellosesten schlug, waren die Duellmandate am strengsten, aber nur auf dem Papier, nicht in der Praxis. Unter dem grossen Kurfürsten sollten gesetzlich Duellanten und Sekundanten mit dem Tode bestraft werden. Aber wie stand es mit der Ausführung! Ein Adjutant des Kurfürsten, Herr von Buch, schlägt sich mit dem Kammerjunker von Schlieben. Der Kampf verläuft unblutig und man versöhnt sich. Die Gegner kehren mit den Sekundanten nach der Stadt zurück. Unterwegs fängt Schlieben mit einem Sekundanten Händel an, Buch will ihn beschwichtigen, Schlieben schiesst auf Buch, ohne ihn zu treffen, worauf Buch den Schlieben vom Pferde herunter-

schiesst. Der Kurfürst resolvirte, Buch habe „keine Lacheté begangen“, bestrafte ihn nicht und behielt ihn als Flügeladjutanten.

Von zwei Seiten her pflegt man die Verwerflichkeit des Duells zu behaupten, positives Christenthum und liberale Humanität streiten gegen denselben Gegner, freilich mit verschiedenen Waffen.

Es ist nicht leicht, gegen das ernste „Du sollst nicht tödten“ und gegen Christi Gebot „Liebe deinen Nächsten als Dich selbst“ das Duell zu vertheidigen. Der ernste Christ wird eben nur sagen können, dass wir Menschen, so lange Sünde und Schuld unser Erbtheil bleiben, das Duell für ein ebenso beklagenswerthes, aber auch ebenso nothwendiges Uebel anzusehen haben, wie den Krieg. Wer leichtfertig und frevelhaft den Krieg vom Zaune bricht, ist ebenso schuldig wie der Raufbold, der muthwillig den Zweikampf herbeiführt.

Aber in ernsten Konflikten, aus denen es für den ehrliebenden Mann keinen andern Ausweg giebt, weil seine Ehre, dies höchste irdische Gut, sich ebenso im Stande der Nothwehr befindet wie das Leben eines zur Selbstvertheidigung gezwungenen Menschen — in solchen Konflikten bleibt der geregelte Zweikampf nicht nur die ritterlichste, sondern auch die sittlich am meisten zu rechtfertigende Sühne.

Von liberaler Seite hat man immer — und auch neuerdings wieder — nachzuweisen versucht, das Duell sei eine mittelalterliche Barberei und vom Standpunkte der Humanität nicht zu billigen. Auf die Begründung durch das göttliche Gebot lässt man sich dabei weniger ein, weil die liberalen Gegner des Duells nur selten auf dem Boden des positiven Christenthums stehen.

Ja, die wüsten Raufereien des Stegreifritterthums sind ebenso verwerflich, wie die Duellwuth der Kavaliere des achtzehnten Jahrhunderts. Ebensowenig wird man es billigen, wenn heutzutage in manchen Parlamenten jede politische Meinungsverschiedenheit zu oft recht widerwärtigen und unritterlichen Zweikämpfen führt. Traurig und beklagenswerth sind solche Duelle, welche Zeugniss ablegen von der sittlichen Verkommenheit gesellschaftlicher Zustände, Duelle, welche ein hässliches Licht werfen auf die Zerrüttung von Ehe und Familie. Ebenso kann giftige Missgunst und niedrige Rachsucht das Duell zum gemeinen Morde stempeln.

Dem wahrhaft anständigen Menschen liegt es fern, Händel zu suchen oder seinen Muth durch Raufereien beweisen zu wollen; dafür bürgt in den deutschen Offizierkorps die gewissenhafte Prüfung jedes Falles durch den Ehrenrath, die Verurtheilung unritterlicher Zweikämpfe durch das Ehrengericht; dafür bürgt unseres Kaisers klar ausgesprochene und konsequent durchgeführte Willensmeinung. Aber der Offizier tritt ein mit seinem Leben für seine Ehre, wenn diese so verletzt wurde, dass kein anderes Mittel übrig bleibt. Er tritt seinem Gegner gegenüber Auge in Auge, nicht aus Rachsucht oder eitler Rauflust, sondern um zu zeigen, dass ihm seine Ehre höher steht, als sein Leben, dass er mit seiner ganzen Person eintritt für seine Worte und Handlungen. Ebenso vermag er im umgekehrten Falle einem von ihm Beleidigten die schuldige Genugthuung nicht zu versagen.

Und ist nicht solche Art der Genugthuung viel offener und ehrenhafter, als alle Ehrenkränkungen, anonyme Verläumdungen und wie die Angriffe auf den guten Namen alle heissen, denen man wehrlos ausgesetzt

ist? So lange das Gesetz dem Beleidigten keine andere Genugthuung zu gewähren vermag, als eine dem Beleidiger zudiktirte Geldstrafe, solange es keine allgemein anerkannten mit besondern Machtvollkommenheiten und Befugnissen ausgestatteten Schiedsgerichte giebt, denen sich alle Streitenden willig fügen, weil sie der gerechten Sühne gewiss sind, solange wird der anständige Mann das Duell als ultima ratio nicht entbehren können. Wo die Duelle sich häufen oder in Raufereien ausarten, da zeugen sie von Verwilderung der Sitten; wo sie aber ganz aufhören, da ist es mit dem feinen Ehrgefühl abwärts gegangen. Auf eine Art des Duells sollte sich übrigens kein anständiger Mann einlassen, das sogenannte amerikanische. Um sein Leben zu würfeln bleibt stets ein frevelhaftes Spiel; im amerikanischen Duell findet sich keine Spur mehr von ritterlichem Zweikampf. Wohl kann es Fälle geben, wo die schärfste Forderung geboten, wo sogar die entschiedene Absicht erklärlich ist, dass der Kampf mit dem Tode eines der beiden Gegner abschliessen soll — einem solchen Kampfe wird sich der anständige Mann nicht entziehen dürfen, wenn die Standesehre es verlangt. Ein amerikanisches Duell aber kann und muss man ablehnen. Denn es ist ebenso schlimm und peinlich das Todesloos zu ziehen und sich zum Selbstmorde zu verpflichten, wie als Gewinner es mit anzusehen, wie der Gegner zum Selbstmorde schreitet, ja sogar ihn etwa zu mahnen in dem immerhin denkbaren Falle, dass der Gegner zögert, der eingegangenen Verpflichtung rechtzeitig nachzukommen. Nur ein ganz rohes Gemüth wird dergleichen ohne Gewissensqual überwinden können. Möge diese unritterliche und widerwärtige Art des Duells niemals Eingang finden in den Reihen des deutschen Heeres!

Selbstmord.

Wie denkt nun der anständige Mann, wie muss er denken über den Selbstmord?

Bekanntlich haben in neuester Zeit die Selbstmorde in wahrhaft unheimlicher Weise zugenommen. Diese Erscheinung steht in engem Zusammenhange mit der andern beklagenswerthen Thatsache, dass die Geistes- und Nervenkrankheiten ebenfalls in erschreckendem Masse um sich gegriffen haben. Daran ist zum grossen Theil die Ruhe- und Rastlosigkeit unserer Zeit schuld. In der Arbeit wie im Genuss ist ein unheimliches Hasten und Drängen eingerissen, wie man es früher nicht kannte. Die Anforderungen an die Arbeitskraft sind nicht bloss bei Offizieren und Beamten, sondern auch in allen anderen Berufskreisen fortwährend gestiegen; dazu kommt die moderne Frühreife unserer Jugend, die nicht nur die Kenntnisse, sondern auch die Anschauungen, die Begierden, die Leidenschaften und Genüsse der Erwachsenen vorweg nimmt — alles das hat die traurigsten Früchte gezeitigt: Blasirtheit, Geisteszerrüttung und Selbstmord.

Dass der Selbstmord den Geboten des Christenthums viel entschiedener widerstreitet, als das Duell, ist zweifellos. Trotzdem hat der anständige Mensch zu allen Zeiten unter gewissen Bedingungen den Selbstmord nicht nur für erlaubt, sondern sogar für nothwendig gehalten. Wie Kato von Utika und Lukrezia vielbewunderte Beispiele sind für den heroischen Selbstmord, so war es Werther für den sentimentalen. Und grade dieser veranlasste bekanntlich eine förmliche Epidemie, indem eine Menge von thörichten jungen Leuten es sehr romantisch fanden, à la Werther in den Tod zu gehen. Es ist überhaupt charakteristisch, dass die Selbstmordmanie etwas Ansteckendes hat. Ein unheimlicher Zauber scheint manchmal ganze Schichten der Bevölkerung zu ergreifen.

Man kann leider oft die Beobachtung machen, dass in einer Kompagnie, wo ein Selbstmord vorgekommen ist, diese furchtbare Verirrung noch weitere Opfer fordert. Nicht etwa, weil in solcher Kompagnie besondere Veranlassungen dafür vorlägen, sondern weil ein dämonischer Nachahmungstrieb solche Gemüther ergreift, die nicht fest in Gottes Wort gegründet sind.

Von anderer Art ist der Selbstmord, wie ihn der anständige Mensch in Erwägung zieht. Man hält es für gerechtfertigt, sich den Tod zu geben, wenn die Ehre so verletzt ist, dass keine Sühne sie wieder herstellen kann, oder wenn sich jemand so in eine Sackgasse verrannt hat, dass es keinen ehrenhaften Ausweg zu geben scheint. Daher kann man in unsern Kreisen den oft recht leichtsinnig hingeworfenen Ausspruch hören: „Es bleibt ihm nichts übrig, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schiessen“.

So leichtfertig dieser Ausspruch, so falsch und verwerflich ist die Anschauung, auf der er beruht. Den feigen Selbstmord, zu dem man schreitet, weil man sich vor den unvermeidlichen Folgen der übereilten oder sündlichen Handlungsweise fürchtet, wird auch der anständige Mensch nicht billigen können. Aber jeder Selbstmord, soweit er in zurechnungsfähigem Zustande begangen wird, ist und bleibt eine schwere Sünde. Freilich wer Gott und die Unsterblichkeit der Seele leugnet, wer der materialistischen Weltanschauung huldigt, der wird sein abgenütztes Leben wegwerfen dürfen, wie ein verbrauchtes Kleidungsstück. Er glaubt ja niemand davon Rechenschaft geben zu müssen. Aber ein Christ kann nun und nimmermehr den Selbstmord für erlaubt, oder gar für geboten halten. Heutzutage, wo die Welt so weit und so leicht zugänglich, sollte

sich wohl für jede gebrochene Existenz noch irgendwo ein Asyl finden, wo das unglückliche Opfer dem Leben und einer nützlichen Thätigkeit wiedergewonnen werden kann. Die späteste Einkehr und Umkehr auf dem rauhesten Pfade ist vorzuziehen dem jähen eigenmächtigen Eingriff, der alle Reue und Besserung abschneidet.

Recht übel steht es beim anständigen Menschen mit dem sechsten Gebot. Dem Unverheiratheten erlaubt die öffentliche Meinung viel, sehr viel, wenn nur öffentliches Aergerniss vermieden wird. Dass das heilige Feuer auf Hymens Altar rein und lauter gehalten wird, dass die deutsche Familie eine unentweihte Stätte bleibt, wo Zucht und Sitte walten, dafür sorgen, Gott sei Dank, nicht nur unsre edlen deutschen Frauen, sondern auch alle wahrhaft anständig denkenden Menschen. Möge nie die laxe Auffassung von Ehe und Familie, wie sie in einigen Nachbarländern im Schwange ist, Eingang finden in unser deutsches Vaterland.

Während das sechste Gebot nur für die anständigen Frauen, nicht für die anständigen Männer volle Geltung zu haben scheint, ist es ganz anders mit dem siebenten Gebot. Stehlen gilt uns für den Abgrund der Gemeinheit. Auch unsere Soldaten, wie man das bei Stand- und Kriegsgerichten beobachten kann, sind gegen den Dieb ganz unnachsichtlich. Natürlich, er schädigt am auffälligsten seine Mitmenschen, die grade bei Mein und Dein keinen Spass verstehen. Betrügen — ebenfalls ein Wort, bei dem dem anständigen Menschen die Haut schaudert — und doch: hält er sich immer ganz frei davon? Den Staat ein wenig zu übervortheilen ist in der Meinung mancher anständiger Leute ganz etwas anderes, als wenn dergleichen dem Privatmann gegenüber geschieht. Eine kleine un-

schuldige Steuerdefraudation macht manchem anständigen Menschen gradezu Spass. Unter uns gesagt: in diesem Punkte sind die Damen mitunter noch weitherziger, als die Herren. Und nun der Pferdehandel! Da wird der liebe Nächste mitunter in einer Weise übervortheilt, dass die parlamentarischen Ausdrücke für ein solches Verfahren fehlen. Trotzdem bleiben diejenigen, die sich dergleichen haben zu schulden kommen lassen, nach wie vor anständige Menschen, wenn auch die Geschädigten oft in sehr harten Worten ihrem Ingrimm Ausdruck geben.

Mit dem achten Gebot nimmt man es, auf den ersten Blick, ziemlich ernst. Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und unbedingte Zuverlässigkeit des gegebenen Wortes kennzeichnet die anständigen Leute aller Zeiten und Länder. Aber wie breit macht sich nicht nur die sogenannte Nothlüge, sondern vor Allem die gesellige Lüge! Da gilt es in tausend Fällen für anständiger, die Unwahrheit zu sagen, als die ungeschminkte, freilich weniger verbindliche Wahrheit. Welche Fülle von Lüge und Heuchelei steckt in unserm geselligen Verkehr. Und doch sind diese geselligen Lügen noch lange nicht die schlimmsten. Die anständigen Leute erlauben sich noch ganz andere, sobald das eigene Interesse, das liebe Ich in Frage kommt.

Doch es fällt noch mehr unter das achte Gebot. Bis zum Ueberdruss pflegt man zu sprechen von der Neigung des weiblichen Geschlechts, über den lieben Nächsten zu plaudern und lieber Schlimmes als Gutes von ihm zu reden. Mag sein, dass diese Anschuldigung nicht unbegründet ist: aber ist das nicht beinahe die Geschichte vom Splitter und vom Balken? Machen die Herren der Schöpfung es etwa besser? Wenn alle an-

ständigen Leute das verantworten sollten, was sie mitunter andern anständigen Leuten nachsagen, so würden sie manchmal einen schweren Stand haben. Hier ist es auch wieder die Kneipe, die unter Umständen geradezu demoralisirend wirkt und unser feines Taktgefühl abstumpft.

Eine Eigenschaft, die von jeher und überall als unentbehrlich gilt für den anständigen Menschen, ist der persönliche Muth; die Völker aller Zeiten sind darin einig. Gewiss, wie des Weibes Cardinaltugend die Keuschheit, so ist die des Mannes der Muth. Indessen, wie steht es denn mit dem Muthe der Meinung und der Ueberzeugung, mit dem Muthe jederzeit einzutreten für das, was man gesagt, gethan, was man verschuldet hat? Auch dieser Mannesmuth muss gefordert werden und wird gefordert; entspricht aber hier überall das Vollbringen dem Wollen und Sollen?

Schlussergebniss.

Blicken wir nun zurück auf den anständigen Menschen, wie wir ihn von vielen Seiten kennen zu lernen suchten, so müssen wir gestehen, dass er doch ein recht wunderlicher Heiliger ist. In mancher Beziehung allzu gewissenhaft, oder vielmehr peinlich und kleinlich, erlaubt er sich andrerseits in wesentlichen Dingen Uebertretungen, die wir nimmermehr gutheissen können. Indem der anständige Mensch das thut, was den für ihn massgebenden Kreisen ansteht, indem er meidet, was bei ihnen Anstoss erregt, legt er an seine Handlungen und Unterlassungen einen allzu äusserlichen Massstab; er gleicht einem Kaufmann, der sein Schaufenster schön, sauber und glänzend ausstattet, während es drinnen in seinem Geschäft und in seiner Buchführung nicht so regelrecht zugeht, als man wünschen und fordern muss. Statt einer ewigen unwandelbaren Richt-

schnur hat der anständige Mensch die wankelmüthige, der Mode unterworfene Meinung seiner Mitmenschen zur Norm. So kann der anständige Mensch ein recht schwankendes Rohr sein, so können Originale und Charaktere gar oft hässlich anstossen bei den anständigen tonangebenden Leuten und die grössten Männer aller Zeiten laufen Gefahr, für zweifelhafte Gentlemen erklärt zu werden.

Trotzdem aber dürfen wir mit freudigem Stolze behaupten, dass der wahrhaft anständige Mann, wie er in unserm echten und edlen preussischen und deutschen Offizierthum Gestalt gewonnen hat, dem sittlichen Ideale am nächsten kommt, das der auf christlichem Boden erwachsenen Ritterschaft vorschwebt.

Und unsere Hohenzollern, wie haben sie uns von je mit ihrem leuchtenden Beispiel, mit ihrem markigen Wort, mit ihrem ehrenfesten Regiment den Weg gezeigt, der sich ziemt für den anständigen Mann.

„Fortem exarmat fortior“ ruft uns der kampfesfreudige Albrecht Alcibiades zu, auf den Schild erhebend die tapfere selbstbewusste Männlichkeit, ohne die ritterlich Wesen und fürnehme Art gar nicht zu denken ist.

Und nicht minder selbstbewusst, aber den einzigen Grund unserer Zuversicht betonend fügt Markgraf Georg hinzu: „Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns sein.“ Weit von sich weist er damit alle zaghafte Menschenfurcht, die aller Ritterlichkeit Feind.

Wie gut ergänzen sich die Wahlsprüche der beiden Joachim. Dem strengen „judicio et justitia“ Joachim des Ersten giebt Joachim des Zweiten „Königlich ist es, Allen wohl zu thun“ den versöhnenden und verklärenden Abschluss.

„Suum cuique“ schrieb König Friedrich I auf den Stern vom schwarzen Adler, ein echtes Königswort, eine stolze Losung für den edlen und zielbewussten Mann, der jedem seine Ehre lässt und giebt, aber auch von jedem fordert, dass er ihm die Ehre gebe, die ihm gebührt.

Mit der Losung „Nec soli cedit“ strebt Friedrich Wilhelm des Ersten Adler der Sonne zu, in deren vollen goldenen Strahlen dann noch mächtiger der Aar des grossen Friedrich einer ganzen Welt in Waffen sieghaft zuruft: „Pro gloria et patria“.

Als dem Preussenadler in schwerer Unglückszeit die Schwingen erlahmten, als es schien, es sei für immer erloschen das Sternbild „Friedrichs Ehre“, da schwang von Neuem der Königsaar sich auf kraft der schaffenden Gewalt, die vom Himmel in der neu erstarkenden Volksseele wach gerufen war. Der Kampfruf, mit dem seit 1813 alle unsere Heere in die Schlacht gezogen sind, heisst seitdem „Mit Gott für König und Vaterland“.

„Mit Gott“ hat auch der unvergessliche Heldenkaiser Wilhelm I auf seinen starken Schild, auf sein flammendes Schwert geschrieben, „mit Gott“ hat er das Vaterland geeint und geschirmt gegen den Erbfeind. Jedes Wort, so klar und wahr, das Kaiser Wilhelm I von je gesprochen zu seinem Volke, zu seinen Soldaten, wie diente es zur Richtschnur jedem anständigen Manne!

So weist auch unser in der Vollkraft seiner Mannesjugend schaffende Kaiser Wilhelm II auf den rechten Prüfstein alles idealen Strebens und Wirkens hin, wenn er seinen Armeebefehl vom 15. Juni 1888 mit den Worten schliesst: „Ich gelobe, stets dessen eingedenk zu sein, dass die Augen meiner Vorfahren aus jener

Welt auf mich herniedersehen und dass Ich ihnen dermaleinst Rechenschaft über den Ruhm und die Ehre der Armee abzulegen haben werde.“

Wer thut, was echt erprobten Männern ansteht,
Wer an die wackre That mit Gott herangeht,
Wer ritterlich begegnet edlen Frauen,
Wer seinen Mann steht, ohne umzuschauen, —
Nichts macht ihn je von Treu' und Pflicht abwendig,
Ihn nennen wir mit Fug und Recht „anständig“.

Die modernen Zeitströmungen.

Es bleibt nun noch hinzuweisen auf diejenigen Zeitströmungen, die in neuester Zeit sich besonders aufdringlich bemerkbar machen, vor deren Einfluss unser deutsches Offizierthum sich vorzugsweise zu hüten hat.

Ein besonders hervorstechender Zug unserer Zeit ist die Pietätlosigkeit und das Schwinden des Autoritätsglaubens. Jeder, sei er noch so „grün“, der selbständig denken zu können glaubt, hält seine Meinungen und Anschauungen für mindestens gleichberechtigt mit denen der erfahrensten Männer. Das erzeugt Besserwissen, Kritteln, Ueberhebung, Unzufriedenheit; das erschwert in unsern Kreisen die Erziehung des Offizierkorps, die willige Unterordnung der jüngeren Offiziere unter die älteren. Darunter leidet auch die Ritterlichkeit des Offizierkorps. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit der echten Ritterschaft, die eigene Persönlichkeit willig zurücktreten zu lassen gegen die höheren Anforderungen der Genossenschaft.

Im engsten Zusammenhange mit der Pietätlosigkeit und zum Theil in ursächlichem Verhältniss zu ihr stehen der sogenannte Realismus und die trockenen Nützlichkeits-Theorien unserer Tage. Auch im heutigen Offizierkorps giebt es eine Strömung, deren Wirkungen wir auch bei begabten Offizieren und bei grossen Strebern

finden: eine gewisse absichtlich hervorgekehrte Nüchternheit, die ideale Ziele und ideales Streben verächtlich bei Seite schiebt und die nur ein überlegenes Lächeln hat für die thörichten Schwärmer, die noch für eine Idee leben und wirken; eine Nüchternheit, die Alles nur von der praktischen Seite anfassen möchte und nur handgreifliche Thatsachen gelten lässt. Als ob Thatsache nur das wäre, was man mit den fünf Sinnen zu erkennen vermag, oder was die erleuchteten Köpfe der modernen realistischen Wissenschaft als Thatsachen ausgeben.

Wir kommen nun zu einigen der hauptsächlichsten Erscheinungsformen, in denen der moderne Realismus Gestalt gewinnt: Tagesliteratur, Theater, Kunst.

Zeitungen. Das tägliche Brod des Lesers sind die Zeitungen. Bismarck hat einst einen Sturm der Entrüstung gegen sich entfesselt, als er die „Literaten“ als Leute bezeichnete, die ihren Beruf verfehlt haben. Jedenfalls sind es nicht immer die lautersten und zuverlässigsten Charaktere, die für das tägliche Lesefutter des grossen Publikums sorgen. Man achte z. B. nur einmal auf den oft sehr unvermittelten Front- und Farbewechsel, zu dem gar mancher Journalist leichten Herzens sich entschliesst, sobald es gewünscht wird, sobald das Geschäftsinteresse es erheischt. An die Gewissenlosigkeit mancher Reporter braucht man nur zu erinnern; die Beispiele dafür sind täglich zur Hand. Dass es unter den Journalisten ernste Christen und überzeugungstreue Männer giebt, soll nicht geleugnet werden; aber viele Zeitungsschreiber sind weder Christen noch Männer, wie Horaz sie in seiner Ode „Iustum et tenacem propositi virum“ besungen hat. Sie beherrschen nicht etwa die Tagesmeinung, sondern sie lassen sich von ihr beherr-

schen; sie schwimmen allzeit munter mit dem Strom. Und wenn bei feierlichen Gelegenheiten ideal und grossartig klingende Phrasen im Schaufenster erscheinen, so ist das oft nur Spiegelfechterei, weil das geehrte Publikum mitunter auch so etwas haben will, wenn es sich an lauter Klatsch und Mordgeschichten den Magen verdorben hat. Börsen- und Geschäftsinteressen, eigennützige und engherzige Parteibestrebungen sind oft genug die bestimmenden Triebfedern. Als Aushängeschild dient dabei vielfach ein gewisser wohlfeiler Patriotismus, von dem sich der wohldenkende, aber meist oberflächliche Philister willig gefangen nehmen lässt, ein Patriotismus, der bei manchen Blättern nur so lange vorhält, als das „Geschäft“ nicht mit ihm in Widerstreit geräth. Wir haben auch grosse angesehene Zeitungen, die sich durch sorgsame, elegante Schreibweise, durch anständigen Ton vortheilhaft auszeichnen, die vortreffliche Correspondenzen, gut geschriebene Feuilletons bieten, deren Tendenz aber dennoch eine Weltanschauung vertritt, die im offenen oder verhüllten Gegensatz steht zu den christlich konservativen Grundsätzen, von denen unser deutsches Offizierthum durchdrungen sein muss. Solche Zeitungen sind oft noch gefährlicher, als diejenigen Blätter, die mit cynischer Offenheit gegen alle kirchliche und staatliche Autorität zu Felde ziehen.

Ein grosser Theil der anständigen Leute, die überwiegende Mehrheit der Kameraden, missbilligen entschieden das Treiben der verwerflichen Presse. Aber sie lesen derartige Blätter oft und mit Vorliebe. Sie halten sich Ehren halber wohl eine anständige Zeitung, aber sie benutzen doch gar zu gern die Gelegenheit, zu der oben beschriebenen Sorte von Tagesblättern zu greifen. Der Klatsch und die Rücksichtslosigkeiten

solcher Zeitungen üben einen prickelnden Reiz. Wer aber dergleichen gewohnheitsmässig liest, wer daran Gefallen findet, der nimmt schliesslich auch allerlei Anschauungen in sich auf, die in unversöhnlichem Gegensatze zum Geist des Offizierthums stehen. Ganz besonders ansteckend ist eben die Pietätlosigkeit. Wenn uns an einem grossen vielbewunderten Manne ein Flecken gezeigt wird, dann kommen wir uns gross vor, glauben den Mann zu übersehen und zu überragen, weil wir den Schmutzfleck sehen, mit dem der Reporter ihn beworfen. Ebenso wird nur zu gern zugehört und eingestimmt, wenn die Zeitungen losziehen gegen Heuchelei, Pfaffenthum und Orthodoxie; da kommen wir uns geistesstark vor und vorurtheilsfrei, merken aber nicht, dass wir im Schlepptau der Parteien sind, die den Grund und Boden, auf dem wir stehen, auf jede Weise untergraben.

Nur auf unserm eigenen Gebiet bleiben wir in der Regel konservativ und machen Front gegen die dorthin gerichteten Angriffe. Ein weiser Mann hat einmal gesagt, dass jeder in den Dingen, die er selber treibt und mit denen er gründlich Bescheid weiss, konservativ ist, liberal und neuerungsüchtig dagegen in Allem, was er weder kennt noch versteht. Dies Wort enthält eine grosse und nachdenkliche Wahrheit.

Ein grosser Irrthum wäre es, zu glauben, dass wir erhaben seien über die vergiftenden Einflüsse der Tagespresse. Das Gedruckte übt noch immer eine grosse, oft sehr unberechtigte Macht, und es gehört grosse Klarheit des Verstandes, umfassende Sachkenntniss und Festigkeit des Charakters dazu, um sich von jenen Einflüssen freizuhalten.

Journale. Mit unsern periodisch erscheinenden Journalen steht es scheinbar besser, als mit den Zeitungen. Es

wird auch Gutes und Gediegenes in vielen von ihnen geboten. Aber eine grosse Anzahl von Journalen ist in denselben Händen, wie die Majorität der Zeitungen. Nur ist der Ton ein wenig kühler und vornehmer. Vielleicht sind grade deshalb manche Journale noch einflussreicher und gefährlicher, weil die verwerfliche Tendenz den Mantel der Objektivität um die Schultern wirft und das Antlitz mit der Maske der Unparteilichkeit verhüllt. Je feiner die Lauge des Spottes ist, mit der Alles übergossen wird, was dem Menschen einst heilig und unantastbar war, um so mehr finden die dort vertretenen Grundsätze Eingang bei der grossen Masse der Halbgebildeten, denen es auf diese Weise als ganz selbstverständlich beigebracht wird, dass Gläubigkeit und konservative Gesinnung, christliche Moral und Heilighalten alter Sitte und Ordnung einem völlig überwundenen Standpunkt angehören, über den aufgeklärte Geister längst zur Tagesordnung übergingen.

Ein besonders beliebtes Thema der modernen Tagesliteratur ist das Herunterziehen grosser historischer Charaktere einerseits und die Ehrenrettung anrüchiger Persönlichkeiten andrerseits. Das Gleichmachen und Nivelliren ist an der Tagesordnung; die Höhen werden abgetragen, die Tiefen ausgefüllt und in dem flachen Sumpf leuchten nur noch die Irrlichter der tonangebenden Tagespropheten.

Wie gern wird herumgekrittelt an Shakespeare! Mit wahrem Hochgenuss weist man ihm in allen seinen Dramen die ärgsten Kompositionsfehler nach, bestreitet ihm sogar die Existenz oder wenigstens die Autorschaft seiner unsterblichen Werke. Schiller — ein längst überwundener Idealist; Goethe — eine engherzige Geheimrathsseele, dessen Werke auch allmälig aus der Mode

kommen. Dagegen werden viele höchst dunkele Ehrenmänner an's Tageslicht gezogen und es giebt literarische Cliquen, die Aktiengesellschaften gleichen, gegründet auf gegenseitige Bewunderung und Beräucherung. Da preist man die Kollegen als verkannte Genies, als bahnbrechende und schneidige Streiter im Kampfe der Geister.

„Schneidigkeit!“ Dieses Wort grassirt zur Zeit in unheimlicher Weise. Die Schneidigkeit ist ein Götze geworden, den die Welt anbetet. Man könnte mit Alba sagen: „ein schönes Wort, wer's recht verstünde“. Was ist denn Schneidigkeit? An sich eine löbliche Energie des Wollens, die mit unwiderstehlicher Frische und mit Wagemuth sich in Thaten umsetzt. Soweit sehr schön. Aber wie wird das Wort gemissbraucht! Dass der Kadett sogar von „schneidigem“ Hosensitz spricht, wollen wir ihm nicht so sehr verübeln. Aber auch wir finden leicht Modethorheiten und besonders deren Uebertreibungen „schneidig“, blos weil sie kühnlich mit dem früher Herkömmlichen und Anerkannten brechen. Wenn jemand eine allgemein anerkannte Autorität frech mit Füssen tritt, so wird er als schneidig gepriesen. Wer seinen Nächsten mit Aufwand von Energie und Pfiffigkeit übervortheilt, ist ebenfalls schneidig. Wenn ein Bengel, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist, Cigarren raucht, Kur schneidet und frech gegen seinen Lehrer ist, so wird er von den Kommilitonen für einen schneidigen Kerl erklärt. Kurz, wer offen und mit einem gewissen Freimuth der Sitte Hohn spricht, ist schneidig. Ich will nicht sagen, dass wir Offiziere alle diese Schneidigkeit billigen; aber wir lassen uns oft genug von vielen als schneidig bezeichneten Menschen und Dingen imponiren, die wir entschieden missbilligen und verwerfen müssten. Werden gar Mitglieder des weiblichen Geschlechts mit dem

Epitheton „schneidig“ beehrt, so sind sie meist von fragwürdiger Gestalt; das liegt schon darin, dass wir meist nur von schneidigen „Frauenzimmern“, selten von schneidigen Frauen oder Damen sprechen.

Romane.

Zurück zur Tagesliteratur. Dass Romane, welche die Sinne kitzeln, gern vom jungen Lieutenant gelesen werden, ist nichts Neues. Auch in der „guten alten“ Zeit waren Casanova, Heinse oder Paul de Coq eine nur allzu beliebte Lektüre. Aber das waren im Grunde nur vorübergehende Jugendsünden, deren man sich im reiferen Alter gar bald schämte. Jetzt ist die Sache schlimmer geworden. Solche und ähnliche Sachen werden auch noch gelesen. Jedoch geht der reifer Gewordene in seinem in der neuen Schule geläuterten Geschmack demnächst nicht zum Idealismus, sondern zum sogenannten Realismus über. Wer liest noch Walter Scott, diesen Sänger der Ritterlichkeit; er gilt für einen in die Antiquariate verwiesenen langweiligen Romancier. Wer liest noch des grossen Briten deutsche Gesinnungsgenossen, Hauff oder Wilibald Alexis, diesen begeisterten Propheten unseres vaterländischen Heroenthums. Oder wer kennt und liest, um auch Neuerer zu gedenken, Freytags prächtige „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, Riehls herrliche kulturgeschichtliche Darstellungen und Abhandlungen.

Nicht historische oder Idealgestalten wollen wir uns vorführen lassen, sondern, wie wir beschönigend sagen, Gestalten aus dem realen Leben. Und wir sind nicht böse, wenn uns das miserabelste Lumpengesindel mit allen Merkmalen der Gassen-Atmosphäre recht anschaulich vorgeführt wird. Schade um die wunderbare Gestaltungskraft eines Zola. Wie anders könnte er wirken, wenn er würdigere Gegenstände für seine

Schilderungen wählte. Doch viel schlimmer sind seine deutschen Nachahmer und Nachtreter, die ihn an dichterischer Begabung nicht annähernd erreichen, ihn aber übertrumpfen in Schamlosigkeit. Da gilt das Dichterwort

„Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich.“

Stark gepfeffert muss die Kost sein, wenn sie munden soll und je toller der Erzähler umspringt mit der herkömmlichen Sitte, je mehr er loszieht gegen alle Autorität, um so interessanter findet man ihn. Freilich, er muss nicht grade offen den Umsturz predigen. Das thun die Herren auch nicht. Sie unterwühlen mit giftigem Spott oder mit noch giftigerer Sentimentalität die idealen Grundlagen der Kirche, der Sitte, der Gesellschaft und machen uns zu ihren Gesinnungsgenossen, ohne dass wir's merken. Wenn in vielen, fast in den meisten neueren Romanen, deren Verfasser sehr angesehene Namen tragen, die in ihnen auftretenden Geistlichen und Junker, überhaupt die Vertreter der christlich-konservativen Weltanschauung, in der Regel Heuchler, Schurken oder wenigstens Schwachköpfe sind, dagegen Hauslehrer und Gouvernanten und andere Vertreter einer freien Richtung von Geist und Edelmuth überströmen, so legen wir vielleicht hier und da im Stillen Protest ein; aber die Tendenz übt doch einen schädlichen Einfluss auch auf uns, und zwar um so mehr, je grösser die dichterische Kraft solcher Darstellungen ist. Und doch sind solche Romane, in denen wir trotz des tendenziösen Liberalismus immer noch eine moralische Weltanschauung finden, noch lange nicht die schlimmsten. Die neueste Schule geht noch ganz anders

vor. Glücklicherweise zählt sie einstweilen recht wenig bedeutende Talente. Und ein wirklicher Genius kann aus dieser Schule gar nicht erstehen; der müsste alsbald die Fesseln der schmutzigen Alltäglichkeit sprengen, in denen solche Geister gebannt sind und einen Aufschwung nehmen, der in ganz andere Gefilde führt, als diejenigen sind, über denen die übelduftenden Sumpfnebel des Zolaismus schweben.

Theater.

Dieselben Tendenzen, die sich in der gesammten Tagesliteratur breit machen, vergiften auch das Theater. Die leichtgeschürzte Operette, die den Lieutenant von jeher besonders angezogen hat, wollen wir nicht allzustreng verurtheilen. Ist sie auch nie sehr gewissenhaft in der Wahl ihrer Reizmittel, so ist sie doch verhältnissmässig harmlos, ausgenommen manche Offenbachiaden. Aber wie steht es sonst mit dem Tagesgeschmack? Da haben wir zunächst die beliebten, aus Frankreich importirten sogenannten Sittenschilderungen, die man mit geringen Ausnahmen als Ehebruchsdramen bezeichnen kann. In diesen Stücken gilt es als selbstverständlich und natürlich, dass Mann und Frau ihre eigenen Wege gehen. Betrübend ist die Untreue nur bei ausserehelichen Liebesverhältnissen und dem Verführer der Gattin zürnt man nur, wenn der äussere Anstand vor der Welt gar zu gröblich verletzt worden ist. Und solche Stücke, in denen fast immer der Ehebruch sentimental verherrlicht wird, in denen die Schuldigen höchstens bedauerlich, niemals verdammenswerth erscheinen, werden nicht nur von ernsten Männern besucht, sondern auch von deren Frauen und Töchtern. Damen, die so zart und prüde sind, dass sie bei der Nennung des guten deutschen Wortes „Hose“ schon eine Gänsehaut überläuft, erröthen nicht, wenn ihnen

auf der Bühne die tollsten Unsittlichkeiten als selbstverständliche Vorkommnisse geschildert werden und sie weinen vor Rührung, wenn die pflichtvergessene Gattin demnächst auch von ihrem „Galan“ verlassen wird. Doch nicht nur die bekannte französische Waare, die uns auf den Brettern geboten wird, ist verwerflich, auch deutsche Dramendichter haben es gelernt, ihre Gerichte stark zu pfeffern. Gesunde und kräftige Kost wird heute nur selten geboten; überall krankhafte Gespreiztheit, raffinirte Situationen und Charaktere, tendenziöse Erfindungen und Lösungen. Oder, wie es besonders beliebt, es fehlt jede rechte Lösung und jeder versöhnende Schluss. Mit grellem Missklange, mit schreiender Dissonanz bricht die Geschichte zusammen; so machen es Ibsen und die zum Theil noch grausameren Vertreter des Pessimismus in Deutschland. Alle grossen und edlen Eigenschaften der Menschennatur werden bezweifelt, begrinst und in den Staub getreten. Wenn es überall in der Welt solche Jammergestalten von Männern, solche zügellosen Messalinen, soviel schrankenlose wüthige Sinnlichkeit gäbe, dann möchte man in die wilden Phantasien des Pessimisten Tolstoi einstimmen, der in der „Kreutzer-Sonate“ die Liebe zwischen Mann und Weib überhaupt aus der Welt schaffen will, weil es sich doch immer nur um gemeine, verderbliche und vergängliche Sinnlichkeit handele: die Welt soll, um vollkommen zu werden, aussterben. Zu solchem Nonsens kommt man, wenn man die Welt, wie sie heutzutage in Romanen und auf den Brettern geschildert wird, als die wirkliche und massgebende ansieht. Wo sind die goldenen Regeln geblieben, die Shakespeare, Lessing und Schiller für die Bühne aufgestellt haben! Schiller will aus der Schaubühne sogar „eine moralische Anstalt“ machen. Für solche utopischen

Träume hat die Gegenwart nur ein bedauerndes Lächeln. Und nicht einmal wie sie ist, soll die Welt jetzt auf den Brettern geschildert werden. Nein, man sucht mit Vorliebe die widerlichsten Charaktere, die peinlichsten Situationen auf, die sich ersinnen lassen. In dem Stück „Vor Sonnenaufgang“ macht der Vater der Tochter unsittliche Zumuthungen; in einer andern Szene hört man hinter den Kulissen ein Frauenzimmer schreien, das sich in Kindesnöthen befindet. In dem viel gegebenen Drama „Sodoms Ende“ ist der Held ein verbummelter, in rasender Sinnlichkeit sich verehrender Künster, der in den Banden einer gewissenlosen, natürlich verheiratheten Frau zappelt und dabei zu seiner Zerstreuung die eigene Jugendfreundin, die Braut eines Freundes, ein unschuldiges Mädchen, verführt. Und das nennt sich Drama! Mit solchen Sittenschilderungen wollen die Verfasser die Menschheit „fördern“. Nun, wenn auch an solchen Ausschreitungen immer noch der gute Geschmack Anstoss nimmt, schlimm genug steht es auch in andern neueren Dramen, wenn sie auch etwas salonfähiger sind. Das Publikum findet dergleichen pikant und interessant. Und wir Offiziere? In welche Theater gehen denn in Berlin die meisten von uns? In klassische Dramen wahrhaftig nicht, die findet man langweilig. Nein, grade in Aufführungen der oben beschriebenen Sorte, oder in Possen und Operetten. Dass an so krassen Szenen, wie sie beispielsweise angedeutet wurden, niemand aus unsern Kreisen Gefallen findet, mag gern zugegeben werden. Dennoch muss das Einathmen solcher verdorbenen Theaterluft einen bestimmten und höchst schädlichen Einfluss auf die Besucher ausüben; beziehungsweise ist das häufige und willige Aufsuchen derartiger Kost ein Symptom, dass es mit den idealen Anschauungen und mit den edlen

Gesinnungen der Zuschauer, die solche Aufführungen durch ihren Besuch billigen, schon recht bedenklich abwärts gegangen ist.

Noch ein Wörtchen von der Oper. Riehl bezeichnete einmal die Offenbach'schen Schöpfungen der späteren Periode (Schöne Weiber von Georgien, Schöne Helena, Pariser Leben) als die richtige „Bordellmusik"; das ist ein hartes, aber nicht ungerechtes Urtheil. Nicht viel höher stehen aber ernster und anspruchsvoller auftretende Opern, wie z. B. die bei aller Welt so beliebte „Carmen". Diesem verlotterten Frauenzimmer, dem im Salon oder auf der Strasse alle unsere Damen weit aus dem Wege gehen würden, hört man im Theater mit dem grössten Behagen zu. Freilich wird als Entschuldigung angeführt, dass die leichtfasslichen Melodien, die man allerdings mit leichter Mühe als Potpourri für den Leierkasten arrangiren kann, dem Ohre nun einmal gefälliger seien, als die schwer verständlichen Schöpfungen unserer grossen Meister. Aber es giebt so viel anmuthige, leicht fassliche deutsche und italienische Musik, z. B. die graziösen Werke Lortzing's oder Donizetti's, die noch viel lieblichere und reizvollere Melodien bieten — und sie wird doch verschmäht, weil das „Pikante" fehlt. Das Pikante und der haut goût macht stets die vollsten Häuser und findet das grösste Publikum, es sei im Drama oder in der Oper. Das ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Wir Offiziere gehören auch zu diesem Publikum und werden ebenso geschädigt durch solche Eindrücke.

Es ist übrigens charakteristisch, dass uns für „pikant" und „haut goût" ein entsprechender deutscher Ausdruck fehlt. Das kommt daher, weil die Sache im tiefsten Wesen undeutsch ist. Darum schickt sich das auch nicht für deutsche Frauen und nicht für deutsche Sol-

daten. Die so oft gepriesenen edlen Eigenschaften des Deutschen müssen verdorben werden in solcher Atmosphäre. Unser modernes Ritterthum, das deutsche Offizierthum, geht zu Grunde, wenn es sich nicht emanzipirt von den unlauteren Zeitströmungen. Daran zumeist ist 1806 das preussische Offizierthum schon einmal zu Grunde gegangen.

Von einer ebenso schlimmen Geschmacksverwilderung legen die immer zahlreicher und grossartiger auftretenden Schaustellungen Zeugniss ab, wie sie früher in bescheidenem Maasstabe nur bei Messen und Jahrmärkten, oder im Tingeltangel geboten wurden. Da giebt es nicht nur Ringkämpfe, alle möglichen dressirten Bestien, womöglich tanzende Elephanten und musizirende Schweine, sondern vor Allem das seine Reize möglichst ausgiebig zur Schau stellende Weib ist der Hauptanziehungspunkt, mögen solche Frauenzimmer nun Sängerinnen, Tänzerinnen oder Königinnen der Luft und des Wassers titulirt werden. Wahrlich, man wird mitunter an die römische Kaiserzeit gemahnt, wenn man die Anschlagsäulen der Grossstädte studirt. Auch die grossen Spektakelstücke des Cirkus, mit ihrer Verschwendung von Wasser-, Feuer- und Lichteffekten, mit ihrem Massenaufgebot zwei- und vierfüssiger Darsteller erinnern an jene Periode des hereinbrechenden Verfalles. Caveant consules!

Bildende Kunst.

Nicht minder nachdenklich stimmt uns ein Gang durch unsere Kunstausstellungen. Was finden wir dort und was zieht das Publikum am meisten an? Historienbilder grossen Stils werden kaum noch gemalt, und wenn es geschieht, so kommt es dem Künstler auf Kostüme und Farbenwirkungen oder auf schaurige Sensationseffekte an, wie wir das in der spanischen Ab-

theilung der diesjährigen Jubiläums-Ausstellung sehen konnten. Wer giebt uns jetzt noch ein Bild, wie Lessing mit seinem „Huss vor dem Scheiterhaufen.“ Mehr befasst man sich mit Genrebildern; doch wird auch hier das Pikante bevorzugt und viele unserer modernen Künstler schwelgen in der Darstellung des Hässlichen. „Wüst ist schön und schön ist wüst“, sagen die Hexen im Macbeth. In unheimlicher Weise vermehren sich die Porträts. Auch das ist charakteristisch für unsere Zeit: das Hervordrängen und zu Markte bringen der Persönlichkeit; man will sich auch im Bilde bewundern lassen und den Leuten zeigen, dass man das Geld hat, sich von diesem oder jenem berühmten Meister in Oel verewigen zu lassen. Der Mittelstand kann's nicht. Einen breiten Raum nimmt ferner die Darstellung des Nackten ein. An sich ist es ein gutes Recht der Kunst, die Schönheit des unverhüllten Leibes nachzubilden; das haben die grossen alten Meister auch gethan. Aber naiv oder in idealer Verklärung. Die heutigen Nuditäten sind meist raffinirt berechnete Schaustellungen, welche die Sinne reizen und reizen sollen. Auch gemalte Sozialdemokratie findet sich bereits; kurz Alles, was in der Literatur und im Theater das Wort führt, spukt auch im Atelier. Vergessen dürfen wir endlich nicht die zunächst von Frankreich eingewanderten „Impressionisten“, welche etwas darin suchen, das trivialste Zeug, wie man es eben auf der Gasse oder vor dem Thore findet, möglichst salopp zu malen, oft aber im grössten Massstabe auf riesigen Leinwandflächen. Mancher Beschauer erinnert sich vielleicht eines Bildes, so gross, wie eine ansehnliche Stubenwand; darauf nichts als ein grosses Stück Sturzacker, in dessen Mitte ein gräuliches altes Weib mit einem Blecheimer. Der Blecheimer war

sprechend ähnlich. Es giebt auch Maler, deren Virtuosität darin besteht, den Schmutz so natürlich zu malen, dass man ihn ordentlich riecht. Vor solchen Bildern macht das Publikum Queue, die Uniformen nicht ausgeschlossen.

Die alten Griechen haben geglaubt, es sei die Aufgabe der Kunst, das Schöne und Erhabene in schöner Form darzustellen. In dieser veralteten Anschauung waren auch Winckelmann, Lessing und Goethe befangen. Aber in dem jetzigen Hexensabbath, den Dichtkunst, Theater und bildende Kunst mit einander aufführen, müssen die braven neun Musen, die alte Jungfern geworden sind und sitzen bleiben, ganz anderen Göttinnen Platz machen.

Genug! Der Nachweis dürfte erbracht sein, dass in den die Gegenwart durchfluthenden Zeitströmungen mannigfache Gefahren liegen für den guten Geist des deutschen Offizierthums. Dass dieser aber sich rein und auf seiner Höhe erhalte, das fordern gebieterisch die grossen und ernsten Aufgaben, die Gegenwart und Zukunft an uns stellen. Wir haben jetzt mehr als 20 Jahre Frieden gehabt. Das allein ist schon eine Gefahr für den rechten kriegerischen Geist im Offizierkorps. Freilich stellt gerade in neuester Zeit der Dienst grosse, immer noch wachsende Anforderungen, und das ist ein Glück; freilich haben wir einen Kriegsherrn, der mit dem Nachdruck heiligster Ueberzeugung die idealen Grundlagen und das ideale Streben im Offizierskorps betont, — ein Segen, für den wir Gott danken können.

Die Pflichten und Aufgaben, die in der Gegenwart mehr wie jemals die jetzige Ritterschaft, der Offizierstand zu erfüllen hat, werden uns in ihrer vollen Schwere und Bedeutung noch klarer, wenn wir

einen Blick auf die Kämpfe werfen, die wir zu bestehen haben.

In der Welt wird Sturm gelaufen gegen die Religion, gegen das Königthum von Gottes Gnaden, gegen die Armee und gegen die soziale Ordnung.

Religion. Gegen die Religion — das lässt manchen von uns kalt, das ist ja nicht unsere Sache. Selbst die Sozialdemokraten sind zeitweise klug genug, die Religion für Privatsache zu erklären, weil sie recht gut wissen, dass sie zur Zeit noch mehr erreichen, wenn sie das unbequeme Ding kühl bei Seite schieben, als wenn sie jetzt schon einen Kampf auf Tod und Leben dagegen führen, in welchem sie dann auch energische Vertheidiger sich gegenüber finden. Sie wissen ferner recht wohl, dass breite Schichten der Bevölkerung den religiösen Dingen völlig gleichgültig gegenüberstehen. Das ist ihnen ganz recht und diese Leute wollen sie nicht stören.

Dürfen und können wir Offiziere die Religion als Privatsache behandeln? Wäre das der Fall, dann dürfte auch die Obrigkeit nichts gegen die „ernsten Gedanken“ des Oberstlieutenant von Egidy haben. Dann könnte mit demselben Rechte ein noch etwas weiter vorgeschrittener Offizier ebenso gut die Existenz Gottes in Abrede stellen, wie Herr von Egidy die Gottheit Christi. Eine noch massgebendere Antwort auf jene Frage giebt uns das Verhalten unserer Kriegsherren, welche nicht nur das Heer zum Kirchenbesuch anhalten, sondern auch für die Erhaltung der kirchlichen Ordnungen eintreten, indem sie trotz des Civilstandsgesetzes in der Armee Taufe und kirchliche Trauung fordern. Und wie unser Kaiser vorangeht in der Betonung der Sonntagsheiligung, so übt er auch selbst das priesterliche Amt des christlichen

Hausvaters, indem er Gottesdienst hält. Der Kaiser hält die Religion nicht für Privatsache. Wir haben einen König von Preussen gehabt, dessen berühmter Ausspruch: „Bei mir kann jeder nach seiner Façon selig werden“ für die Behauptung, die Religion sei Privatsache, zu sprechen scheint. Friedrich, unter der strengen Zucht des Vaters in einem Formen-Christenthum erzogen, dessen Engherzigkeit ihn abstiess, war ein Kind seiner Zeit, ein Jünger der Voltaireschen Aufklärungs-Philosophie; wir können seine Stellung zu Kirche und Religion kaum zum Muster nehmen. Andrerseits war jener Ausspruch gar nicht so gemeint, als sei die Religion überhaupt reine Privatsache. Friedrich wollte nur die Toleranz proklamiren; er hat trotz seiner freigeistigen Richtung oft genug betont, dass ihm für sein Volk und für sein Heer die Religion äusserst werthvoll war. Im Uebrigen haben alle unsere Herrscher, vom grossen Kurfürsten bis auf Kaiser Wilhelm II., jeder in seiner Weise, die religiöse Erziehung erstrebt für ihr Haus, für ihr Volk, für ihr Heer. Und warum haben sie es gethan? Einmal natürlich aus innerster Ueberzeugung. Wer von der ewigen Wahrheit der geoffenbarten Religion durchdrungen ist, der kann gar nicht anders, er muss seine Mitmenschen für die gleiche Ueberzeugung zu gewinnen suchen, in seiner Weise „Mission“ treiben. Ferner haben unsere Herrscher stets die konservative Macht der Religion erkannt. Die Religion ist die stärkste Stütze der staatlichen und sozialen Ordnung. Wenn die Sozialdemokraten die Religion für Privatsache erklären, so ist das im Grunde nur Heuchelei, nur ein taktischer Kunstgriff. Vielmehr ist Hass gegen die Kirche und ihre Bekenner eine Fundamental-Eigenschaft der Sozial-

demokratie und muss es sein, soweit sie den Umsturz auf ihre Fahne schreibt. Ein gläubiger Christ wird nie ein Mann des Umsturzes sein. Diese Erfahrung machten schon die aufständischen Bauern, als sie an Luther eine Stütze zu finden hofften. Das zeigte sich auch 1848 Damals stiegen die gläubigen Pastoren gewaltig im Preise auch in der Schätzung solcher Leute, denen sonst die Religion herzlich gleichgültig gewesen war.

Eine staatliche Autorität, die nur auf einem contrat social beruht, ist nicht recht von Bestand. Selbst die Republik entbehrt ungern die religiöse Weihe ihrer Institutionen, wenn auch zeitweise das Experiment gemacht worden ist und gemacht wird, sich ohne Religion zu behelfen. Hielt es doch der Erzrevolutionär Robespierre für gerathen, unsern Herrgott wieder einzusetzen, den die Sanscülotten abgesetzt hatten. Auch den jetzigen Machthabern in Frankreich beginnt es bange zu werden bei den konfessionslosen Schulen und bei den Früchten, welche die zunehmende Religionsentfremdung zu zeitigen beginnt. „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott“, dieses Bibelwort hat Geltung, so lange es staatliche Autorität gegeben hat und geben wird. Oft genug hat selbst die Revolution ihre Stütze in der religiösen Autorität gesucht, um zum Ziele zu gelangen. Es sei nur an Cromwell erinnert.

Der Glaube an den persönlichen Gott ist eine Lebensbedingung für die Erhaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Desshalb ist es in den sozialen Kämpfen der Gegenwart und im Hinblick auf die noch bevorstehenden falsch und thöricht, Religion und Kirche bei Seite schieben zu wollen, oder ihr gleichgültig gegenüberzustehen. Die lauwarmen Kämpfer erringen den Sieg nicht und heutzutage siegen hüben

und drüben nur die entschiedenen Parteien im Staat und in der Kirche. Darum ist auch das preussische, das deutsche Offizierthum als staatserhaltende Macht berufen, Stellung zu nehmen im Kampfe gegen Religion und Kirche — ja, mit der Religion lebt und stirbt auch die Seele des Offizierthums.

Wo der Platz des Offiziers ist, wenn das König-thum angegriffen wird, darüber herrscht volle Einigkeit und es scheint kaum nöthig, das hier zu erwähnen. Dennoch ist mancherlei zu sagen. „Räsonnirt“ wird überall, nicht nur von den Lieutenants. Dass dies schon in alten Zeiten der Fall gewesen, sehen wir z. B. aus den Erlassen König Friedrich Wilhelm's I. Trotzdem haben wir in neuerer Zeit Strömungen im Offizierkorps zu verzeichnen, die ihnen früher fremd waren. Königstreue.

Für die Armee giebt es nur eine einzige massgebende Autorität, der Wille des Kriegsherrn. Das ist eine Wahrheit, die Geltung hat für jedes Heer alter und neuer Zeit. Aber vor 50 Jahren galt das für so selbstverständlich, dass gar keine Diskussion darüber möglich war. Heutzutage giebt man die Thatsache auch zu, aber man reflektirt darüber. Seit 1848 wird auch in den Offizierkorps Politik getrieben.

Die regen parlamentarischen Kämpfe, die Wahlbewegungen, das ganze aufregende politische Treiben der Gegenwart, das alles geht am Offizierkorps nicht spurlos vorüber. Glücklicherweise hat man an höchster Stelle zu rechter Zeit erkannt, dass es ein schwerer Fehler war, die aktive Armee zur Betheiligung an den Wahlen zuzulassen. Man hat in der kurzen Zeit, während deren die Armee an der Wahlurne erschien, recht böse Erfahrungen gemacht, auch mit einzelnen Offizieren. In der Konfliktsperiode haben wir es erleben müssen,

dass die Opposition gegen die Heeresorganisation sich wesentlich mit stützte auf frühere Offiziere, die im Abgeordnetenhause das grosse Wort führten. Eine Königstreue aber, die nur so lange vorhält, als wir dienen, oder womöglich nur so lange, als wir mit Avancement und Behandlung zufrieden sind, ist keinen Schuss Pulver werth. In der berühmten Schillerschen Ballade küsst der Ritter die Hand des Ordensmeisters, der ihn, den kühnen Drachentödter, dem das dankbare Volk zujauchzt, wegen seines Ungehorsams aus dem Orden ausstiess — das ist ein Bild des Gehorsams und der Treue, wie sie dem deutschen Offizier eigen sein müssen. Nur ein solches Offizierkorps vermag allen Stürmen der Zeit Stand zu halten, nur ein solches das ihm anvertraute Volk in Waffen in dem Geiste zu erziehen, der es für seine höchsten und schwersten Aufgaben befähigt.

Dies führt uns noch auf ein anderes, aber naheliegendes Gebiet. Die deutsche Einheit, 1866 errungen und 1870 besiegelt durch das gemeinsam vergossene Blut, leidet in neuester Zeit unter allerlei Gegenströmungen. Das ist sehr natürlich. Eine tausendjährige Zerrissenheit und Zerfahrenheit, wie unsers deutschen Vaterlandes Geschichte sie aufweist, ist nicht mit einem Schlage versunken und vergessen. Je länger der äussere Friede währt, umsomehr werden sich wieder partikularistische Strebungen geltend machen, die im Kriege und in der ihm folgenden Periode heller Begeisterung für das wiedergewonnene Reich so in den Hintergrund traten, dass sie gar nicht mehr vorhanden schienen. Sie sind immer vorhanden gewesen, auch 1870 und 1871; aber sie trauten sich nicht hervor, weil sie der allgemeinen Missbilligung sicher waren. Dass unter solchen partikularistischen Strömungen auch das deutsche Offizier-

thum leidet, das zeigt ein Blick auf neuere Vorgänge in einem süddeutschen Staate, wo dieser Partikularismus im Heere wunderliche Blüthen trieb.

Bismarck hat einmal gesagt, das Preussenthum sei wie eine wollene Jacke; zuerst kratze sie; habe man sich aber einmal an sie gewöhnt, dann lege man sie nicht wieder ab. — Ja, so lange man die Jacke zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung braucht. Glaubt man aber, sie nicht mehr nöthig zu haben, so kommt auch wieder die Neigung sie abzustreifen oder wenigstens etwas zu lüften. Fern sei es, die berechtigten Stammeseigenthümlichkeiten der deutschen Staaten anklagen oder antasten, die Treue gegen den Landesherrn des engeren Vaterlandes verdächtigen zu wollen. Diese deutsche Eigenart kann im Gegentheil einen herrlichen Wetteifer erzeugen und sie hat ihn erzeugt in der Stunde der Gefahr.

Aus dem lockeren Gefüge des Staatenbundes ist mit der Zeit ein Bundesstaat geworden, in dem die einzelnen Staaten gerade nur soviel von ihren Sonderrechten geopfert haben, als zum Besten des Ganzen nothwendig war. Wieviel daran noch zu ändern und zu bessern, das mag man getrost der Zeit überlassen, das können wir ruhig von der Zukunft und dem Zuge der geschichtlichen Entwickelung erwarten. Diejenigen, welche nach dem Einheitsstaate hindrängen, schaden dem Ganzen und bieten dem Partikularismus willkommene Angriffspunkte. Es giebt solche Streber in der Staatsverwaltung und im Heere. Es giebt preussische Offiziere, die gegen den Partikularismus der andern deutschen Kameraden zu Felde ziehen, die aber, bewusst oder unbewusst, von ihrer preussischen Eigenart auch nicht ein Titelchen aufgeben möchten. Und doch müssen wir

Preussen mit gutem Beispiel vorangehen, wenn es sich darum handelt, auf dem Gebiete der Heereseinheit Fortschritte zu machen.

Wir haben eine kaiserlich deutsche Marine, warum kein kaiserlich deutsches Heer? Antwort: weil die Marine eine Schöpfung ist, die im Wesentlichen erst mit dem deutschen Reiche in's Leben gerufen ist, während die deutschen Heerestheile eine mehrhundertjährige Geschichte haben. Diese Traditionen können und sollen sie nicht aufgeben; denn sie sind ein köstliches unveräusserliches Gut, das reiche Zinsen trägt bei der kriegerischen Erziehung des Volkes, wie auf dem Schlachtfelde. Und doch, bei aller Pietät für die ruhmreiche Geschichte des engeren Vaterlandes, kann es eines rechten deutschen Soldaten Herzenswunsch sein, dass die Zeit nicht mehr fern sein möge, die uns eine Fahne, eine Kokarde, eine Uniform bescheert, die kaiserlich deutsche.

Ebenso selbstverständlich wie die Königstreue, scheint die Stellung, welche das Offizierkorps einzunehmen hat gegenüber den Angriffen auf die Armee.

Armee.

Von wem beziehen denn diejenigen, die gegen unsere bewährten Heereseinrichtungen und Traditionen ankämpfen, ihre Argumente?

Dass da vielfach thörichte Dinge vorgebracht werden, die ebenso von gänzlichem Mangel an Sachkenntniss, wie von bösem Willen zeugen, ist zweifellos. Eine erstaunliche Menge von Halbwisserei wird auch verbreitet und kolportirt von missvergnügten Schreiberseelen und Einjährig Freiwilligen, die es weder zum Offizieraspiranten noch zum Gefreiten gebracht haben und nun ihrem gepressten Herzen Luft machen. Aber es lässt sich nicht verkennen, dass die Parlamentarier

und Zeitungsschreiber, die gegen die Armee zu Felde ziehen, auch von besseren oder wenigstens besser unterrichteten Elementen bedient werden. Wenn wir die Brochüren lesen, die in neuer und neuester Zeit solche Offiziere geleistet haben, die wegen ihrer Gesinnungen, oder wegen ihres unbotmässigen Auftretens aus dem Heere haben entfernt werden müssen, so brauchen wir nicht zu fragen, durch welche Kanäle die mitunter von eingehender Sachkenntniss zeugenden Artikel gegen unsere Heereseinrichtungen in die Zeitungen kommen. Wenn auch solche Leute zu der hochgradigen Verbissenheit, die ihre Auslassungen kennzeichnet, erst durch ihr wohlverdientes herbes Geschick gelangt sind; übel muss es mit ihrer Gesinnung doch schon gestanden haben, als sie noch den Rock des Königs trugen. Es entwickeln sich nicht plötzlich solche übel duftenden Blüthen, wenn sie vorher nicht schon als Knospen vorhanden waren. Vereinzelte Fälle übler politischer und militärischer Gesinnung finden wir in den Reihen der Offiziere schon seit 1848; aber während früher solche bösen Elemente auf einstimmige Verurtheilung stiessen, ist jetzt in unserer pietätlosen, räsonnirenden Zeit ihr Einfluss viel gefährlicher. Wer nicht auf dem idealen Standpunkt des für Kaiser und Vaterland, für seinen Beruf und für die Sache begeisterten Offiziers steht, wem das Handwerk nur eine milchende Kuh ist, die ihn früher oder später recht reichlich mit Butter versorgen soll, wer sich nur von Nützlichkeits- und Zweckmässigkeitsgründen leiten lässt, während er seine Pflicht erfüllt, wer ein rücksichtsloser Streber ist, der nur an seine Person und an sein Fortkommen denkt, der ist auch leicht einzufangen von missvergnügten Krittlern, sobald sie es verstehen, ihm ihre schlechte Sache, ihre

traurigen Gesinnungen nutzbringend erscheinen zu lassen.

Offizierthum und Börse.

Sollten nicht auch die Catastrophen, die in jüngster Zeit über Bankhäuser und Finanzgrössen hereinbrachen und auch dem unbetheiligten Publikum Schrecken und Entsetzen einjagten, für uns eine ernste Mahnung enthalten, uns mehr wie je wieder zu besinnen auf die hohen Anforderungen, die unser Beruf an uns stellt, Einkehr zu halten bei uns, umzukehren, wo wir uns auf falschen Wegen befinden, die in's Verderben führen?

Jene schmachvollen Vorgänge sind ja keine vereinzelten Erscheinungen, an denen wir wie der Pharisäer im Evangelium kühl vorübergehen könnten mit einem heuchlerischen „Herr, ich danke dir, dass ich nicht bin wie jene". Nein, diese Ereignisse reden eine Sprache, die uns alle, alle angeht, die uns aufrütteln soll aus Unthätigkeit und Taumel.

Wer hat denn jenen gewissenlosen Menschen überhaupt ihr schändliches Treiben ermöglicht, wer hat ihren Schwindeleien geflissentlich Vorschub geleistet? Die bösen Leidenschaften, die in allen Kreisen des Volkes ihr Wesen treiben, unter vornehmen Leuten und „anständigen Menschen" nicht weniger als anderwärts, sie sind es, die wir verantwortlich machen müssen. Genusssucht, falscher Ehrgeiz, der Drang, es den Reichen gleich oder zuvorzuthun, die Gewöhnung, weit über die Verhältnisse zu leben, die krankhafte Jagd nach dem sogenannten Glück — das alles bringt die Leute dazu, mit gieriger Hast jede Gelegenheit zu ergreifen, um „Geld zu machen" ohne Arbeit, sich in frevelhaftes Börsenspiel zu stürzen, zu ernten, wo sie nicht gesäet haben.

So wenig unsere modernen Theaterdichter ihre realistischen Stücke schreiben würden, wenn sie kein

Publikum fänden, das sie beklatschte, so wenig würden Banquiers und Börsenjobber ein so frevelhaftes Spiel mit den ihnen zur Verfügung gestellten Kapitalien treiben, wenn das Publikum selbst die Leidenschaft für das Börsenspiel nicht von Herzen theilte. Man dreht sich lustig mit im Tanze um das goldene Kalb, man folgt willig den Chorführern des tollen Reigens, bis man von ihnen mit in den Abgrund gerissen wird, bis das Bacchanal zum Todtentanz wird; dann schreit man Zeter und Mordio, wendet sich ab in sittlicher Entrüstung von der Stätte, wo man „hineingefallen“ ist und nach wenig Monden, in unserer raschlebigen Zeit vielleicht noch eher, hazardirt man weiter, nur in einem anderen Lokal und vielleicht in anderer Manier.

Das sind Zeitströmungen, die auf unser deutsches Offizierthum den allerverderblichsten Einfluss haben müssen, wenn wir nicht mit grösster Entschiedenheit Front dagegen machen. Mit kühlem Achselzucken oder einigen wohlfeilen Phrasen ist es nicht gethan. Zusammenschliessen sollte sich die deutsche Ritterschaft, die verkörpert ist im deutschen Offizierthum, Umschau halten bei sich und bei allen Genossen und dann ein feierliches Gelübde ablegen vor Gott und Vaterland: echte und rechte Ritter zu sein und zu bleiben ohne Furcht und Tadel, nicht aber Sklaven zu werden, jämmerliche erbarmenswerthe Sklaven der Genuss- und Gewinnsucht, Anbeter des goldenen Kalbes, Leibeigene der Plutokratie.

Jede Verbindung, jedes Liebäugeln mit den Kreisen, deren Hauptinteresse der Gelderwerb um jeden Preis ist, muss unser deutsches Offizierkorps tief schädigen und in seinen Grundlagen erschüttern, mag diese Ver bindung ihren Ausdruck finden in der Betheiligung an

Spekulation und Börsenspiel, oder in den ebenso verderblichen Geldheirathen. Ebenso muss es uns in unserer eigenen und in der Achtung anderer Stände herabsetzen, wenn wir mit jener Finanzwelt liebäugeln, indem wir uns von ihren Repräsentanten traktiren und imponiren lassen. Denn, wie es in der Ordre vom 2. Mai 1874 heisst: „völlige Erschütterung des Grundes und Bodens, worauf der Offizierstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Genuss und Wohlleben mit sich bringen würde“.

Sozialdemokratie.

Wir müssen nun noch einen Blick auf den Ansturm gegen die soziale Ordnung und auf die Bekämpfung der Sozialdemokratie werfen. Dieser Kampf ist Sache aller staatserhaltenden Mächte, folglich auch des Offizierthums.

Wer das Buch des geistvollen amerikanischen Phantasten Bellamy gelesen hat, wird erstaunt gewesen sein nicht nur über den wunderbaren sozialen Zukunftsstaat dieses kühnen Idealisten, sondern auch über die unglaubliche Raschheit und Leichtigkeit, mit der sich unser soziales Elend in ein wahres Schlaraffenleben verwandeln soll. Schon im Jahre 2000 ist kraft einer geheimnissvollen unblutigen Reformation, die nur von Weisheit und Menschenliebe in's Werk gesetzt wird, Alles hinweggewischt, was uns jetzt beengt, bedrückt und plagt. Da giebt es kein Geld, keine Soldaten, keine Börse, kein Streben nach Gewinn, keine Armuth, kein Verbrechen. Die Welt ist beinahe vollkommen geworden und die — übrigens riesig komplizirte — soziale Verwaltungs-, Vertheilungs- und Arbeitsmaschine arbeitet geräuschlos und zu allgemeiner Zufriedenheit und Glückseligkeit. Trotz alles Nonsens übt die Lektüre dieser utopischen Träumereien einen gewissen Reiz; ja, man

wird manchen Ideen des Verfassers seine Sympathie nicht versagen können. So dem Grundgesetz des sozialen Zukunftsstaates, das eine neue allgemeine Dienstpflicht festsetzt, natürlich nicht zum Zweck der kriegerischen Ausbildung, sondern die Pflicht jedes Staatsangehörigen, als Arbeiter zu dienen. Die Staatsverwaltung verwendet ihn nach ihrem Ermessen, je nach seinen Fähigkeiten und Kräften. In den ersten drei Jahren muss er jede, auch die niedrigste Arbeit verrichten, nachher steigt er, je nach seinem Können, in höhere Sphären. Wie herrlich, wenn es keine Bummler und Nichtsthuer mehr giebt! Natürlich werden wir in 100 Jahren wohl noch nicht ganz so weit sein. Was Bellamy zu seinem Vortheil von den Männern des Umsturzes unterscheidet, ist seine Stellung zur Religion und Familie. Beide lässt er in Ehren; er predigt weder den Atheismus noch die berüchtigte freie Liebe.

Jetzt, nach dem Erlöschen des Sozialistengesetzes, muss die Sozialdemokratie übrigens trotz Bellamy Farbe bekennen; sie kann sich nicht mehr hinter die blosse Negation verschanzen, sondern muss positive Vorschläge machen, auch im Reichstage, wenn sie dort als ernste Mitarbeiterin unter den Parteien angesehen sein will. Bekanntlich haben sich die Sozialdemokraten über diese positiven Rathschläge unter einander schon tüchtig gezankt: die alten Führer, die vorläufig nur das einigermassen Erreichbare auf ihre Fahne schreiben, werden bald von den Heisssspornen überstimmt sein, die ein möglichst radikales Programm mit allen Consequenzen je eher je lieber durchführen möchten. Jene wollen vorläufig die Reform auf gesetzlichem Wege, diese die unverhüllte Revolution. Vermuthlich werden die Entschiedenen siegen: der „Berg“ geht über die „Gironde“, zur

Tagesordnung über, das ist ein Naturgesetz aller revolutionären Bewegungen.

Es ist gut und nothwendig, diesen Dingen klar in's Angesicht zu schauen, nicht nur zu klagen über das unheimliche Anschwellen der Sozialdemokratie, sondern vor Allem die gewaltige geistige Macht sich vor Augen zu führen, die unbestreitbar in dieser Bewegung zu Tage tritt. Es ist verhältnissmässig leicht, im offenen Kampfe seinen Mann zu stehen, wenn es gilt gegen die Arbeiterbataillone zu kämpfen, deren Ansturm in Aussicht gestellt wird; aber es ist schwer und noch viel wichtiger mit geistigen Waffen das rothe Gespenst zu beschwören, dem unser deutsches Volk in immer breiteren Schichten zum Opfer fällt.

Und was bahnt der Sozialdemokratie mehr die Wege, was arbeitet mit ihr so Hand in Hand, wie die entsetzliche Verrohung der Bevölkerung, die sich ausspricht in der Zunahme der Sittenlosigkeit und der Verbrechen, der Mordthaten und der Selbstmorde. Es giebt eben kein bindendes Sittengesetz für den, der keine göttliche und keine menschliche Autorität anerkennt; das ist ein Erfahrungssatz, der uns grade in neuester Zeit wieder recht lebhaft vor Augen geführt wird. Ohne Anerkenntniss der Autorität ist alles Reden von Sitte und Humanität eitel Phrase, für die der grosse Haufe keinerlei Verständniss hat. Wer dem Volke den Respekt vor Gott und Obrigkeit nimmt, der wird finden, dass er damit auch „la bête humaine“, die Bestie im Menschen entfesselt. Gleichzeitig sinkt damit der Werth des Menschenlebens, des fremden wie des eigenen, gleichzeitig steigert sich damit Genuss- und Vergnügungssucht in's Ungemessene. Auch diese Strömung wirft ihre Reflexe bis in unsere Kreise. Die neueste

Zeitgeschichte weist Beispiele genug auf, wie Genusssucht und Sittenlosigkeit auch so manchen Kameraden und Standesgenossen in's Verderben gerissen hat. Wer die idealen Grundlagen unseres Berufes, die idealen Aufgaben unserer Ritterschaft aus den Augen verloren hat, wer nichts Höheres kennt, als Befriedigung seiner Neigungen oder sinnlichen Genuss, der wird auch wie ein steuerloses Fahrzeug von den Wogen des modernen Lebens umhergeschleudert und es ist lediglich Glücksache, wenn solche Existenz nicht den schmählichsten Schiffbruch leidet.

So gilt es denn, um unsere Fahne sich zu sammeln, wenn der Feind sein Banner entfaltet. Auf dem rothem Banner steht: Gottlosigkeit, schrankenlose politische Freiheit, Lösung aller bestehenden gesellschaftlichen und Familienbande, Streben nach ausgiebigstem irdischem Genuss. Darum muss auf unserer Fahne stehen: Gottesfurcht, Königstreue, christliche Zucht und Sitte, Gehorsam, Entsagung, Selbstbeschränkung und Selbstverleugnung.

Geistige Mächte überwindet man nur mit geistigen Waffen.

So gerüstet können wir auch ferner getrost an die Erziehung der uns anvertrauten jungen Mannschaft gehen. Es genügt nicht, wenn wir durch die äussere Zucht den äusseren Gehorsam erzwingen. Freilich müssen wir den vom sozialdemokratischen Gift infizirten Leuten mit Ernst und Strenge gegenübertreten, müssen dabei uns ganz besonders vor ungesetzlichen Massnahmen hüten. Denn darauf warten sie nur, das passt ja in ihren Kram. Aber wir müssen viel mehr thun. Wir müssen den Weg zum Herzen, zum Gewissen des Mannes finden und vor Allem das Bewusstsein in ihm wec-

ken und kräftigen, dass jedermann zuerst Pflichten hat und dann erst Rechte. Wenn wir die heilige unverbrüchliche Ueberzeugung in uns tragen, dass hoch über unseren Rechten unsere Pflichten stehen, dann werden wir auch bei vielen unserer schon vom bösen Geiste angefassten Untergebenen dieses Grundgesetz des Soldatenthums wieder zu Ehren bringen und damit nicht nur gute Soldaten, sondern auch gute Bürger und Unterthanen erziehen. Wir dürfen auch keine Gespenster sehen, den Teufel nicht an die Wand malen. So mancher Rekrut, der aus dem sozialdemokratischen Lager zu uns kommt, weiss kaum, um was es sich dort gehandelt hat. Er ist nur mitgelaufen mit der grossen Menge seiner Berufs- und Arbeitsgenossen, hat auch einmal einen Strike mitgemacht, weil er sonst gemassregelt worden wäre; aber er hat sich herzlich wenig um die agitatorische Seite der Sache gekümmert; er hatte eben nicht die Energie, gegen den Strom zu schwimmen. Jetzt wird er sich willig fügen. Hüten wir uns daher, solche Leute als Erz-Revolutionäre zu behandeln, das wäre thöricht und zweckwidrig. Durch ein so verkehrtes Verfahren würden sie vielleicht gerade den Sozialdemokraten in die Arme getrieben, die es nur zu gut verstehen, die Verbitterung und Verbissenheit auszubeuten, die aus Unzufriedenheit oder aus dem Gefühle erlittenen Unrechts entspringt. Desshalb ist grade in unserer Zeit die richtige Behandlung der Untergebenen durch militärische Vorgesetzte so unendlich wichtig. Was in der „guten alten Zeit“ des unbedingten Autoritätsglaubens ungestraft und ohne schlimme Folgen hingehen mochte, würde sich heute empfindlich rächen. Nicht nur Schlagen und Schimpfen ist vom Uebel. Der Soldat nimmt einen in der Hitze des Augenblicks fallenden

derben Ausdruck gar nicht so übel, zumal ihm solche drastische Aeusserungen des Unwillens in seinen früheren Dienst- oder Arbeitsverhältnissen schon oft genug vorgekommen sind. Freilich stumpft gewohnheitsmässiges Schimpfen das Ehrgefühl ab und wenn der Vorgesetzte, der sich in solcher Weise vergisst, dabei die Absicht durchblicken lässt, den Untergebenen in den Augen der Kameraden verächtlich zu machen, so erbittert solches Gebahren. Ebenso schlimm wirkt jene kühle schneidende Ironie, die wir bei manchen sich klug und weise dünkenden Kameraden finden. Auch sie erbittert und reizt zum Widerstand, anstatt zu bessern. Herzhafte Grobheit ist für unsere Leute lange nicht so empfindlich, als kalte und verächtliche Behandlung.

Hüten wir uns davor und sorgen wir dafür, dass auch unsere Unteroffiziere nicht in solchen Ton verfallen. Denn auch unter ihnen giebt es gar manchen, der durch die Art seines Auftretens und seines Verkehrs mit den Mannschaften den Geist der Widersetzlichkeit herauf beschwört, anstatt seine Leute zu willigem und freudigem Gehorsam zu erziehen. Freilich, wer Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, wer von der wahren Bedeutung seines militärischen Erzieherberufes durchdrungen ist, der braucht solche Ermahnungen gar nicht. Er bemüht sich, die ihm anvertrauten Zöglinge aus dem Grunde kennen zu lernen, sie ihrer Eigenart nach zu leiten und zu behandeln. Wenn draussen im praktischen Dienst nur Befehl und Kommando das Wort führen, so giebt es im Dienstunterricht, auf der Stube, im ausserdienstlichen Verkehr mit der Mannschaft Gelegenheit in Fülle, sich den Zugang zum Herzen des Mannes zu erschliessen, sein Vertrauen zu gewinnen, ihm die Ueberzeugung zu verschaffen, dass wir, seine Vorgesetzten, es

viel besser mit ihm meinen, als die Verführer, die ihn aufhetzen, ohne ihm zu helfen. Die eingehende und liebreiche Sorge für den Mann ist das wirksamste Gegengift gegen sozialdemokratische Einwirkungen. „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung“. In dieser tiefsinnigen christlichen Wahrheit ruht das ganze Geheimniss unsers Erzieherberufes. Fern sei uns Sentimentalität und falsche Humanität. Die rechte Liebe ist sehr ernst und züchtigt streng und ohne weichliche Nachsicht. Aber nur diese Liebe allein und nichts weiter in der ganzen Welt vermag mit Gottes Hülfe im Kampfe mit der Sozialdemokratie zu bestehen und zu siegen.

Auch in diesem Kampfe geht uns unser Kaiser voran, auch hier sollen wir Ihm folgen.

„So gehören wir zusammen, Ich und die Armee“, hat Kaiser Wilhelm II. uns zugerufen. Ja, wir gehören zu Ihm in seinem idealen Streben und Wirken, stehen zu Ihm in seiner grossartigen, friedfertigen, staatserhaltenden Arbeit, gehören zu Ihm, wo immer seine Standarte wehen mag. Und jedem Feinde, dem äusseren wie dem inneren, stellen wir uns muthig entgegen in alt erprobter Mannentreue.

Wenn wetterschwer der Himmel sich umzieht
Und drunten brennend roth die Lava glüht,
Dann sammle dich, du deutsche Ritterschaft,
Dann rüste dich mit hehrer Gotteskraft,
Dann halte blank den Schild und scharf das Schwert,
So bleibst du stark und deiner Ahnen werth.
Das Herz zu Gott, die Fäuste auf den Feind
Und in der alten Treue fest geeint,
So lass empor das Kaiserbanner fliegen —
In diesem Zeichen wirst du siegen!

P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin S.W.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmidt, Paul <<von>>,

Das deutsche Offizierthum und die Zeitströmungen den Kameraden gewidmet

Berlin 1892
Mil.g. 312 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11655904-6